

Slowakische Zeitschrift für Germanistik

2009

Jahrgang 1, Heft 2

Redaktionsrat

Vorsitzender:

Peter Ďurčo, Trnava

Mitglieder:

Dmitrij Dobrovoľskij, Moskva
Alena Ďuricová, Banská Bystrica
Juraj Dvorský, Ružomberok
Helena Hanuljaková, Bratislava
Beáta Hockicková, Nitra
Viera Chebenová, Nitra
Vida Jesenšek, Maribor
Martina Kášová, Prešov
Dagmar Košťálová, Bratislava
Ružena Kozmová, Trnava
Heike Kuban, Bratislava
Roman Mikuláš, Bratislava
Ilpo Tapani Piirainen, Trnava
Ingrid Puchalová, Košice
Wolfgang Schulze, München
Georg Schuppener, Leipzig
Ladislav Sisák, Prešov
Libuše Spáčilová, Olomouc
Mária Vajičková, Bratislava
Nadežda Zemaníková, Banská Bystrica

Herausgeber:

Verband der Deutschlehrer und Germanisten der Slowakei
Spoločnosť učiteľov nemeckého jazyka a germanistov Slovenska



Povolené MK SR pod evidenčným číslom EV 3892/09

ISSN 1338-0796

VORWORT 9**STUDIEN UND AUFSÄTZE***Wolfgang Schulze*Einfalt (in) der Vielfalt. Reduktionismus in den Sprachwissenschaften
und die Fraktale der Sprache 11*Ilpo Tapani Piirainen*Tagebuch von Stefan Cordines aus Kesmark/Kežmarok des 19. Jahrhunderts.
Ein Beitrag zur Sprach- und Regionalgeschichte in der Slowakei 42*Monika Banášová*

Negation und Modalität 49

Ida Marečková

Neologismus in Presstexten 56

*Ján Demčišák**Queer* als Theorie und rezeptionsästhetischer Ansatz 67*Lucia Sabová*

Zur Problematik der schreibenden Frauen um 1800 80

REZENSIONEN*Nadežda Zemaníková*Ján Jambor: Die Rolle des Zufalls bei der Variation der klassischen epischen
Kriminalliteratur in den Bärlach-Romanen Friedrich Dürrenmatts. Prešov:
Filozofická fakulta Prešovskej univerzity, 2007 91*Katarína Hromadová*Gajdošová, Silvia: Spiel und Spaß mit der deutschen Rechtschreibung
Bratislava, 2009. 94*Katarína Hromadová*Gajdošová, Silvia: Spiel und Spaß mit den deutschen Phraseologismen
Bratislava, 2008. 95**CHRONIK***Nadežda Zemaníková*Deutsch bewegt. XIV. Internationale Tagung der Deutschlehrerinnen
und Deutschlehrer. Jena – Weimar, 3. – 8. August 2009 97

Manuskripthinweise für die Autoren und Bibliographische Angaben 101

Vorwort

Nach einem Umbau des Redaktionsrates und einer gründlichen Überarbeitung des inhaltlichen Konzepts sowie des äußeren Erscheinungsbildes der früheren Zeitschrift für germanistische Sprach- und Literaturwissenschaft der Slowakei freut sich der Vorstand des Verbandes der Deutschlehrer und Germanisten der Slowakei (SUNG) Ihnen die zweite Nummer einer neuen Folge der slowakischen germanistischen Fachzeitschrift vorlegen zu können.

Unter dem neuen Titel Slowakische Zeitschrift für Germanistik bietet der Verband den slowakischen Germanisten, deren Forschungsinteressen er auch vertreten will, eine geeignete Plattform für produktive fachliche Auseinandersetzung und einen Ort für wissenschaftliche Begegnungen, der Anregungen zu eigenen Erkundungen geben und originelle Zugänge zu aktuellen Forschungsthemen motivieren kann. Die Zeitschrift möchte an alles Positive in den langjährigen Bemühungen um ein fachgermanistisches Forum in der Slowakei anknüpfen und die germanistische Zeitschriftenlandschaft bereichern. Wir hoffen auf einen Neustart dieses Periodikums, vor allem auf das Interesse einer breiten Leserschaft und auf positive Resonanz, die zur Intensivierung des wissenschaftlichen Austauschs beitragen soll.

Zum Mitwirken im Redaktionsrat wurden im Januar 2009 Vertreter aller germanistischen Institute in der Slowakei sowie namhafte Forscher aus dem Ausland eingeladen, die gemeinsam zum Gelingen einer qualitativ anspruchsvollen Fachzeitschrift beitragen und das hohe fachliche Niveau der Beiträge sichern wollen.

Die Zeitschrift erscheint zweimal im Jahr. Jedes Heft enthält wissenschaftliche, von zwei Rezensenten begutachtete Studien, Forschungs- und Diskussionsbeiträge sowie Tagungsberichte und einen Rezensionsteil, wobei sowohl Probleme der germanistischen Literatur- und Sprachwissenschaft, als auch der Didaktik des Deutschen als Fremdsprache diskutiert werden können.

Slowakische Zeitschrift für Germanistik will nicht nur die Publikationstätigkeit der slowakischen Germanisten aktivieren, sondern sie möchte sich auch als ein Forum der internationalen Germanistik verstehen, neuen Theorieansätzen nachgehen und sich aktiv an den Diskussionen um die Perspektiven des Faches beteiligen.

Wir laden die Germanistinnen und Germanisten sowohl im In- als auch im Ausland ein, an der thematischen Vielfalt der Zeitschrift mitzuwirken und freuen uns auf einen lebendigen wissenschaftlichen Dialog.

Die Herausgeber

Einfalt (in) der Vielfalt. Reduktionismus in den Sprachwissenschaften und die Fraktale der Sprache

Wolfgang Schulze

1. Einleitung

Kaum eine wissenschaftliche Disziplin ist derart von einem methodisch und theoretisch nur wenig reflektierten, aber immer wieder praktizierten Reduktionismus gekennzeichnet wie die Sprachwissenschaft. Dabei stellt schon der Begriff *Sprachwissenschaft* eine zugegebenermaßen einfache Reduktion dar: Dem Kompositum ist die Paraphrase *Wissenschaft von der Sprache* zuzuordnen, wobei der Singular *Sprache* die Subsumption der Pluralität von *Sprachen* (derzeit rund 6.500) unter den Singular die Vermutung reflektiert, dass *Sprachen* eine Instanziierung von *Sprache* darstellen. Der heutzutage nur noch selten aufscheinende Begriff *Sprachenwissenschaft*¹ hätte aber durchaus programmatisches Potential haben und sich von dem der *Sprachwissenschaft* abgrenzen können: Der Plural signalisiert die Pluralität des Objektbereichs, hat also eher typologische denn unifizierende Zielsetzungen, was der *Sprachwissenschaft* hätte vorbehalten sein können. Diese Distinktion hat sich aber nicht durchgesetzt, ganz im Gegensatz etwa zum Französischen, wo wir problemlos zwischen *science du langage* und *science des langues* unterscheiden können. Dies entspricht in etwa der Unterscheidung, die seit dem 17. Jahrhundert zwischen einer *grammaire générale* und einer *grammaire particulière* gemacht wird:

La grammaire générale est donc la science raisonnée des principes immuables et généraux du langage prononcé ou écrit dans quelque langue que ce soit.

Une grammaire particulière est l'art d'appliquer aux principes immuables et généraux du langage prononcé ou écrit les institutions arbitraires ou usuelles d'une langue particulière.²

Schon die berühmte *Grammaire générale et raisonnée* von Claude Lancelot (~1615-1695) und Antoine Arnauld (1612-1694), bekannt als *Grammatik von Port Royal*, enthält laut ursprünglichem Titelblatt

¹ Eine einfache Zählung per google ergab (21. 7. 07) rund 800 Einträge für Sprachenwissenschaft, aber 2 500 000 Einträge für Sprachwissenschaft. Der Konkurrenzbegriff Linguistik hat in der deutschen Wissenschaftstradition den Charakter einer indizierten Synonymie zu Sprachwissenschaft: Seit den 70er Jahren soll er die Internationalisierung bzw. Modernisierung der Sprachwissenschaft anzeigen (sowohl was Methoden als auch was Theorien betrifft). Ausgangspunkt ist der französische Terminus *linguistique* (ab 1833, vgl. Georges Mounin, *Histoire de la linguistique: des origines au XXe siècle* Paris 1970), der spätestens Ende des 19. Jh. ins Englische entlehnt wurde (vgl. Carroll E. Reed, *What is Linguistics?* In: *The German Quarterly*, Vol. 25, No. 1 (Jan., 1952), pp. 16-25). Dem Begriff Sprachwissenschaft wird von Seiten der Linguisten gern der Vorwurf des Provinzialismus gemacht, was hier aber nicht weiter kommentiert werden soll.

² Aus dem Vorwort der *Grammaire générale des grammaires françaises* (5. Aufl. Paris 1834) von Napoléon Laindais.

[...] les fondements de l'art de parler, expliqués d'une manière claire et naturelle, les raisons de ce qui est commun à toutes les langues et de leur différences principales [...].³

Die cartesianische Perspektive der *grammaire générale* ist die vielleicht gängigste Form einer transzendentalen Reduktion, die seit dem frühen 19. Jahrhundert mit einer eher auf naturwissenschaftliche Objektbereiche abzielenden Reduktionsperspektive konkurrierte, nicht aber von dieser abgelöst wurde. Allerdings sind solche transzendentalen Horizonte mit dem Begriff *Sprachwissenschaft* nicht notwendigerweise verbunden. Diverse Ausprägungen der Sprachwissenschaft, etwa des klassischen Amerikanischen Deskriptivismus geben sich methodisch mit dem Phänomen *Sprache an sich* zufrieden, was sich am ehesten im Terminus *Linguistics* spiegelt. Ebenso wie der Frage der Pluralität von *Sprache* ist im Terminus *Sprachwissenschaft* aber auch die Frage nach der Pluralität des Wissenschaftsbegriffs selbst angelegt. Nur selten findet man - und dann meist ohne weitere Begründung - die pluralische Variante *Sprachwissenschaften* (oder gar *Sprachenwissenschaften*). Insofern suggeriert der Begriff *Sprachwissenschaft* nicht nur, dass *Sprachen* auf einen gemeinsamen Objektbereich (*Sprachen*) reduziert werden (können), sondern dass gleiches auch für die Metaebene der wissenschaftlichen Betrachtungsarten gilt. Die Reduktion auf den Singular *Wissenschaft* blendet (bewusst oder unbewusst) die Tatsache aus, dass sich zumindest die auf Sprachen bezogene Wissenschaften vornehmlich über die (flapsig gesagt) Interaktion von Phänomen und Konstrukteur (in dessen kulturellen und ideologischer Situierung) ergeben. Unterschiedliche Situierungen, Wandel der Telizität, Horizontverschiebungen und eine Reihe weiterer gestaltender Faktoren bedingen nicht nur Varianz im Phänomenbereich, sondern auch in dessen *wissenschaftlichen* Fixierung. Insofern bedeutet die Singularisierung der Sprachwissenschaften zugleich eine Entfremdung der Betrachtung vom Konstrukteur, so als gäbe es eine Anschauung der Sprache(n) ohne Anschauenden. Damit wird das *Phänomen* zum *Objekt* und seine ‚Inhaltsseite‘ (Funktion, Bedeutung usw.) zum vorläufigen Ausgangspunkt der Reduktion. Wenn auch in der Frühzeit der Verwendung des Begriffs *Sprachwissenschaft* (seit etwa 1820) oftmals eine zu den Begriffen *Grammatik* oder *Sprachenstudium*⁴ zumindest teilweise synonyme Semantik durchscheint, wurde der Begriff schnell zum Ausdruck einer *modernen* Programmatik, die sich mit dem Zusatz *Allgemeine* noch weiter konkretisierte. So sah etwa August Friedrich Pott (1802-1887)⁵ die *Allgemeine Sprachwissenschaft* als übergeordnete, mit diversen *Gehilfen* ausgestattete

³ [Arnould, Antoine & Lancelot, Claude] 1660. *Grammaire générale et raisonnée, contenant les fondements de l'art de parler, expliqués d'une manière claire et naturelle, les raisons de ce qui est commun à toutes les langues et de leur différences principales et plusieurs remarques nouvelles sur la langue française*. Paris: Port-Royal. Zahlr. Neudr., zuletzt: Paris 1966 (Einleitung von M. Foucault); Stuttgart-Bad Cannstatt 1966 (hrsg. von Herbert E. Brekle, 2 Bde.); Genève: Slatkine, 1972.

⁴ So änderte der Hallesche Professor für Latein, Christian Karl Reisig (Carolus Reisegius Thuringus, 1792-1829), den Titel einer seiner Lehrveranstaltungen [nur in den handschriftlichen Akten] von „Lateinische Grammatik“ (1822) in „Lateinische Sprachwissenschaft“ (1824), vgl. Peter Schmitter, Die Wortbildungstheorie der frühen Semasiologie, in: *Beiträge zu Geschichte der Sprachenwissenschaft* 14 (2004), 107-134, hier p. 111. Schmitter vermutet, dass sich „in der Zwischenzeit [...] im Hinblick auf die Darstellung der lateinischen Sprache eine Konzeptionsänderung vollzogen haben [muss, W. S.], die Reisig für so gravierend hielt, dass er seine Lehrveranstaltung umbenannt und zu einem Terminus gegriffen hat, der [...] eine neue Art des Zugriffs auf das Lateinische (und auf Sprache überhaupt) signalisieren sollte“ (*ebenda*).

⁵ Hier: August Friedrich Pott, *Die Ungleichheit menschlicher Rassen hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte, unter besonderer Berücksichtigung von des Grafen von Gobineau gleichnamigem Werke: mit einem Überblick über die Sprachverhältnisse der Völker; ein ethnologischer Versuch*, 1856. Zu Gobineau vgl. Anm. 27.

Wissenschaft. Die Sprachwissenschaft als die *Mutter* einzelwissenschaftlicher Betrachtungsarten in Bezug auf das Phänomen *Sprache* hat sich im Grunde bis heute erhalten. Die nahezu unbegrenzte Form von sogenannten ‚Bindestrich-Linguistiken‘ (wie *Soziolinguistik*, *Patholinguistik* oder *Ethnolinguistik*, nur um ein paar zu nennen) legt hierfür ein deutliches Zeugnis ab. Allerdings handelt es sich nicht notwendigerweise stets um eine bewusste Reduktion, indem vermutet wird, dass die Bindestrich-Linguistiken sozusagen Instanzierungen eines globalen allgemein-sprachwissenschaftlichen Paradigmas sind. Vielmehr erscheint hier der Begriff eher als Hyperonym einer (im modernen Sinne) Ontologie sprachwissenschaftlicher Betrachtungsweisen.

Sicherlich herrscht heutzutage Einigkeit darüber, dass es die *eine* Sprachwissenschaft nicht gibt, auch wenn Protagonisten einzelner Schulen dies bisweilen zu artikulieren scheinen. Die Singularisierung der Sprach(en)wissenschaften scheint in der Praxis - trotz der oben angedeuteten Suggestionen - eher eine technische denn inhaltliche Redukt darzustellen. Dennoch kommen in den Sprachwissenschaften Reduktionen natürlich in erheblichem Umfang zum Tragen. Von zentraler Bedeutung ist dabei die Frage, welchem übergeordneten Paradigma die Sprachwissenschaften überhaupt zugeordnet sind, auf das dann eine entsprechende Perspektive der Reduktion aufgemacht werden kann.

So findet sich aktuell und wissenschaftsgeschichtlich eine Vielzahl unterschiedlicher Reduktionsebenen, die selbst wiederum nur teilweise eine *wissenschaftliche* Begründung erfahren haben. Im Traditionsraum Europas sind solche Reduktionsebenen stärker prononciert als etwa in der altindischen und orientalischen (vornehmlich arabischen, persischen und türkischen, aber auch hebräischen) Tradition. Allein schon die mittelalterliche, vornehmlich scholastische Diskussion um die Hierarchie des *Trivium* innerhalb der *septem artes liberales* deutet drei Ebenen an: Logik, Grammatik und Rhetorik. Diesen gingen Versuche voraus, Sprache *qua reductione* als göttlicher Rede untergeordnet zu beschreiben - Versuche, die ihren Nachhall noch im 18. Jahrhundert hatten, e.g. bei Johann Georg Hamann.⁶ Die logische Ebene, die von der Grammatik von Port Royal zum Programm erhoben wurde, war neben dem Sensualismus⁷ sicherlich die bis ins frühe 19. Jahrhundert maßgebliche Perspektive, die dann zunächst mit einer naturwissenschaftlichen Perspektive konkurrierte⁸, bevor sie ab etwa 1830 von dieser abgelöst wurde. Parallel und im steten Widerspruch zu *philosophischen Grammatiken* entwickelte sich der letztlich aus der rhetorischen Tradition des Mittelalters erwachsene, aber ständig umformulierte Bezug auf den *Geist* als Reduktionsebene, wobei neben dem *Geist an sich* auch ‚geistbezogene‘ Größen anvisiert wurden, e.g. (seit der frühen napoleonischen Zeit) die *Nation* (Berliner Akademie, Herder, dann Wilhelm von Humboldt) sowie ethnologisch determinierte Ebenen. Das 19. Jahrhundert sah aber auch Versuche, die Reduktionsebene ganz im Sinne des romantischen Universalismus zu vergrößern, indem historische, naturwissen-

⁶ Davon zu unterscheiden sind natürlich Traditionen, die *eine* Sprache der göttlichen Sprache gleichstellen (etwa in Bezug auf das Hebräische und das Arabische). Ideengeschichtlich bedeutsam ist noch die Hypothese von Antoine Fabre D'Olivet (1768-1825), *La langue hébraïque restituée*, Paris 1815-16, wonach das Hebräische über eine dekompositionelle Methode auf die göttliche Sprache reduziert werden könne. Diese in pythagoreischen und kabbalistischen Traditionen verankerte Methode hat ihren Niederschlag in der Rezeption der Arbeiten von d'Olivet durch Benjamin Lee Whorf (1897-1941; hier nehme ich Bezug auf seine *Oligosynthese*) gefunden.

⁷ Vgl. etwa Etienne Bonnot de Condillac (1715-1780), *Traité des sensations* (1754) mit der Reduktion aller Funktionen des Seele auf ‚Empfindungen‘ (bzw. Wahrnehmungen).

⁸ So wurde Johann Christian Adelung (1732-1806), obschon mit seinem *Mithridates, oder allgemeine Sprachenkunde* (1806, von S. Vater weitergeführt) der romantischen Phase des Sprachsammlens verpflichtet, noch 1888 (in *Meyers Konversationslexikon*, 4. Aufl. 1888, 1: 114) der Vorwurf gemacht, dass „er mit seiner Sprachansicht noch mitten im rationalistischen Jahrhundert stand“.

schaftliche und (zögerlich) psychologische Domänen⁹ für die Reduktion erschlossen wurden, bevor dann auch Versuche der Reduktion auf das Soziale einsetzen.¹⁰

2. Voraussetzungen für Reduktionen in der Sprachwissenschaft

Dass eine Sprachwissenschaft (welcher Art auch immer) Reduktionsverfahren berücksichtigen muss, steht außer Frage. Selbst die konsequentesten Verfechter der These, dass Sprache *ἐνέργεια* ist und nicht *ἔργον*, dass Sprache also eine *wirkende Kraft, ein sich ewig erzeugendes Moment* sei, kommen ohne die Reduktion sprachlicher Phänomene auf globalere Momente eben der *ἐνέργεια* nicht aus. Allein schon die oben erwähnten, höchst divergenten Erklärungshorizonte illustrieren hinreichend, dass Sprache kein *Ding an sich*, sondern *Ausdruck* vor-sprachlicher Gegebenheiten ist. Um aber einen zumindest halbwegs greifbaren Ausgangspunkt für weitere Reduktionen zu schaffen, muss das, worin sich Sprache äußert, also das Ensemble konkreter sprachlicher Daten, harmonisiert werden. Dies setzt eine doppelte Entfremdung voraus: Zum einen müssen Daten zumindest vorläufig von ihren Produzenten getrennt, zum anderen hinsichtlich der Anschauungsart der unterschiedlichen Betrachter generalisiert werden. *De facto* bedeutet dies die Überführung des Phänomens in ein Objekt (der Anschauung). Was den zweiten Punkt angeht, erfolgt dieser Prozess in der Regel unartikulierte und nach den jeweiligen Theorien, die der Betrachter zugrunde legt. So kann durchaus formuliert werden, dass die Entfremdung sprachlicher Daten von ihrem Betrachter zu *theoretischen Objekten* führt. Damit soll nicht gesagt werden, dass sprachliche Phänomene nicht *sind*, sondern nur, dass sie stets nur theoriebezogen, d.h. mit einer Theorie attribuiert als Objekte konstruiert werden können, gleichgültig, ob dieses theoretische Attribut nun *expressis verbis* aufscheint oder nicht. Sprachliche Daten als dann Objekte sind folglich nicht Objekte *in* einer Theorie, sondern Ausdruck einer Theorie. Um ein Beispiel zu nennen: Die Tatsache, dass Wörter der phönizisch-griechischen Konvention folgend mit - wir sagen - Buchstaben geschrieben werden, reflektiert die (volks-)theoretische Annahme, dass Wörter quasi atomistisch auf Lautketten reduziert werden können. Mithin ist jeder Buchstabe mit dem entsprechenden theoretischen Hintergrund indiziert. Die Tradition der syllabischen Schreibung indiziert Silben als artikulatorische Einheiten und indiziert die silbischen Zeichen weniger atomistisch als vielmehr Gestalt-orientiert. Gleiches gilt für das Paar *Wort* und *Satz*: Im Sinne der klassischen Schulgrammatik *besteht* ein Satz aus Wörtern, während etwa der Chomsky-Tradition verpflichtete Vermutungen das Primat im Satz sehen, der sich in Form von (auch) Wörtern *äußert*.

⁹ Vgl. auch den Reduktionismus von Hermann Ebbinghaus (1850-1909), der unter der Ausschaltung der *Bedeutung* aus der Untersuchung eine radikale Introspektion über konsequente Selbstversuche forderte. Hier finden sich auch die ersten Versuche zur Entwicklung einer Informationstheorie mittels einer experimentellen Klärung des Weges der menschlichen Informationsverarbeitung. Der psychologisch orientierte Reduktionismus des 19. Jahrhunderts blieb allerdings noch relativ unbestimmt, vgl. Michael G. Wessels, *Kognitive Psychologie* (München 1990), p. 29: „Die Assoziationsisten [...] waren der Überzeugung, komplexe Aspekte des Denkens verstehen zu können, indem sie zuerst die einfachen Komponenten des Denkens, insbesondere die Assoziationen, analysierten [...]. Sie fragten jedoch selten danach, was uns überhaupt ermöglicht, Assoziationen zu erwerben. Sie untersuchten nicht die grundlegenden kognitiven Fähigkeiten und Mechanismen, die uns erst in die Lage versetzen, Assoziationen zu bilden und zu gebrauchen“.

¹⁰ Schon Condillac fügte die Ebene der *Handlung* als Reduktionsebene ein (*La logique ou les premiers développements de l'art de penser* (1780), *La langue des calculs* (1798). Handlungen (als Zeichen der Ideen) werden durch Sprache dekomponiert, womit gleichzeitig *Sprache* und ihre Dynamik *aus* Handlungen erklärt werden.

Die einfachste Form der Umwandlung von sprachlichen Phänomene in theoretische Objekte, d.h. in ihrer funktionalen Reifizierung besteht in dem Übergang von etischen zu emischen Deskriptionen¹¹: Zwar gilt gemeinhin in der Fixierung emischer Qualitäten der Produzent bzw. Nutzer, also der linguistische oder kulturelle Agent als beurteilende Instanz (wohingegen die Fixierung etischer Qualitäten von vornherein der (volks-) wissenschaftlichen Beurteilung unterliegt). Doch kann in der Generalisierung und Systematisierung emischen Wissens ein Akt der wissenschaftlichen Reduktion vermutet werden. Jetzt wird die Funktion eines Phänomens als theoretisches Objekt selbst zum Objekt. Jede weitergehende sprachwissenschaftliche Reduktion beruht in gängigen Modellen auf diesem Akt, der einem einfachen Deskriptivismus und in seinem Kategoriensystem einer *Basic Linguistic Theory*¹² zugeordnet werden kann. Natürlich ist auch die Frage der Relevanz der etischen, also extrinsischen vs. emischen, also intrinsischen Distinktion in den heutigen Sprachwissenschaften umstritten. Aber selbst wenn - wie in manchen Modellen zur Kognitiven Linguistik erkennbar - das Emische zugunsten des Etischen in seiner Relevanz zurückgedrängt wird, bleibt das Verfahren der Reifizierung als Voraussetzung weiter bestehen. Nur, dass jetzt eher die Entsituierung der sprachlichen Phänomene im Vordergrund steht.

Von entscheidender Bedeutung für die Gewinnung theoretischer Objekte der Sprache ist natürlich die Frage, inwieweit die Sujets der Bindestrichlinguistiken einer systematischen, wenn man so will - reinen - Sprachwissenschaft subordiniert sind. Kann eine sprachliche Äußerung wie beispielsweise *am Horizont stirbt eine Wolke*¹³ auf eine Struktur - sagen wir - Lokativ + Subjekt + Verb reduziert werden, wobei dann ein hier 'schizolinguistischer', d.h. patholinguistischer Index hinzutritt? Oder: Besteht eine Äußerung wie

Vn demm Hurrz büsz ze denn Ullpn
Snd di Häusur steitz di sullpn.¹⁴

aus der Struktur Lokativ + Verb + Subjekt + Adverb + Prädikativum, indiziert durch das Koepfelsche *Starckdeutsch*, durch das Signum *Poetik*? Ist die legendäre Äußerung des damaligen Abgeordneten Joschka Fischer *Mit Verlaub, Herr Präsident, Sie sind ein Arschloch*¹⁵ eine syntaktische Struktur, die durch eine Kreuzung diastrater Ebenen *zusätzlich* markiert ist? Ist also die 'reine' Sprachwissenschaft, 'bereinigt' im Hinblick auf ihre 'Bindestrichattribute', eine Art größter gemeinsamer Nenner aller Daten, die in den unterschiedlichen Bindestrichlinguistiken konstatiert werden? Eine derartige Hypothese, die sich auch in der Konzeption von *Propositionen* spiegelt, kann nur dann einer weitergehenden Prüfung unterworfen werden, wenn für das 'Systematische', also das 'Reine' in der Sprache eine Begründung geliefert wird, es sei denn man argumentiert rein axiomatisch. Die Begründung des allen Sprachwissenschaften hinsichtlich ihrer Daten *Gemeinsamen* wäre zwangsläufig der erste Schritt der nicht nur methodischen Reduktion. Natürlich kann man auch umgekehrt argumentieren: Die Bindestrich-sattribute wie *sozio-*, *patho-*, *psycho-* und so weiter sind nicht Determinanten, sondern das *determinatum*.¹⁶ Damit würde das *determinatum* zugleich die primäre Redukti-

¹¹ Vgl. hierzu Kenneth Pike, *Emic and Etic Standpoints for the Description of Behavior*: In: ders. (Hrsg.), *Language in Relation to a Unified Theory of the Structure of Human Behavior*, 8-28. Glendale, IL 1954.

¹² Vgl. hierzu Robert M. W. Dixon, *The Rise and Fall of Languages*, Cambridge 1997.

¹³ Stefan von Block, *Schizolinguistik*, Bonn 1982, hier p. 217.

¹⁴ Matthias Koepfel, undatiert.

¹⁵ Zwischenruf des Joschka Fischer, adressiert an den Bundestagsvizepräsidenten Richard Stücklen, 18. Oktober 1984.

¹⁶ Formal gesehen würde es sich bei den Bindestrich-Terminologien dann um umgekehrte Determinativ-

onsebene anzeigen. Im Ergebnis hieße das, dass Sprache selbst nicht weiter reduziert werden kann, sondern nur über den Umweg über die jeweiligen extralinguistischen Reduktionsebenen. Dies würde bedeuten, dass die Hauptaufgabe dann in der Reduktion der *determinata* liegt, also etwa des Sozialen, Psychischen oder Ästhetischen. Zudem wäre Sprache dann das ‘Kind’ mehrerer Mütter, was nur dann akzeptable erscheint, wenn diese ‘Mütter’ nur ‘Zustände’ *einer* Mutter darstellen, wenn also die *determinata* nur Ausprägungen innerhalb des Pools *einer* Reduktionsebene sind, deren Eigenschaftscluster sich im ‘Kind’, also der Sprache spiegelt.

Um das Thema der sprachbezogenen Reduktion überhaupt weiter verfolgbar zu machen, muss also von der Hypothese ausgegangen werden, dass sprachliche Phänomene als theoretische Objekte entweder von ihren dann determinierenden Größen ‘befreit’ werden, oder dass diese *unmittelbarer* und *untrennbarer* Bestandteil der Ontologie von Sprache sind. Dies würde zugleich bedeuten, dass Termini wie *Soziolinguistik* etc. Tautologien sind, da Sprache dann *qua natura* sozial wäre. Diese unifizierende Hypothese hat weiterhin zur Folge, dass Sprachdefinitionen auf Telizitätsvermutungen verzichten müssen: Sprache wäre dann e.g. *kein* Mittel zur Kommunikation oder ein Zeichensystem zur Tradierung sozialer Erfahrung, sondern sozial oder kommunikativ *an sich*. Es wird dieser zweite Weg sein, den ich im Folgenden weiter ausführen möchte.

Schließlich ist im Zusammenhang mit der Fixierung reduktiver Größen in den Sprachwissenschaften zu fragen, in welchem Umfang das Problem der Emergenz zum Tragen kommt. *Schwache Emergenz* als Resultat der Interaktionen von Komponenten komplexer Systeme kann in der Sprachwissenschaft kaum hinterfragt werden. So ist der Subjektsbegriff (sofern man an ihm festhalten möchte) emergent hinsichtlich der Interaktion von Komponenten wie Wortstellung, Kongruenz oder Markierung¹⁷, wobei in allen genannten Komponenten die Subjektsfunktion zumindest *in ovo* enthalten ist. Schwierigkeiten bereitet hingegen die sogenannte *starke Emergenz*, in der ein vollständiger qualitativer Umschwung auftritt. In diesem Fall finden sich in der angenommenen Reduktionsebene keine qualitativen Analogien zum Ausgangspunkt der Reduktion. Sollten solche Emergenzen auftreten, scheint eine Reduktion unmöglich oder zumindest nicht nachweisbar (und damit - falls angesetzt - aleatorisch). In Bezug auf das Problem *Sprache* kommt hier die Dualismus-Debatte zum Tragen: Die Reduktion von Lauten auf artikulatorische Prozesse und die wiederum auf neuronale Verfahren des motorischen Kortex kann *für sich genommen* den phonologischen Wert von Lauten nicht erklären. Dieser könnte auf globalere Prozesse der Kognition reduziert werden, doch bleibt der Dualismus Kognition/Neuronales System erhalten. Allerdings scheinen bislang starke Emergenzen nicht gesichert nachgewiesen zu sein. Will man an einem grundsätzlich reduktionistischen Zugang festhalten, muss vermutet werden, dass *starke Emergenzen* zunächst nur heuristischen Wert haben und letztendlich als *schwache Emergenzen* beschreibbar sind, sofern das entsprechende Wissen gegeben ist. Insofern sind Annahmen über die Existenz starker Emergenzen lediglich Ausdruck des allgemeinen, aktuellen Wissenszustands einer Wissenschaftsgemeinde. Vermutungen zu starken Emergenzen leiden zudem unter dem Problem, dass sie nur dann nachgewiesen werden können, wenn die Interaktionen auf der Reduktionsebene und ihre emergente Wirksamkeit beobachtet werden. Nehmen wir als Beispiel an, dass die Inter-

Komposita handeln: Jetzt wäre die Soziolinguistik nicht eine Linguistik, die die soziale Dimension der Sprache eruiert, sondern eine Soziologie, die sich auf das Problem konzentriert, wie das Soziale sich *über* Sprache artikuliert (also eine Art Sprachsoziologie).

¹⁷ Vgl. den Versuch der Parametrisierung der Kategorie *Subjekt* etwa bei Charles N. Li & Sandra A. Thompson. *Subject and Topic: A New Typology of Language*, in: Charles N. Li (ed.). *Subject and Topic*. London/New York 1976, hier pp. 461-466.

aktion von Wasser und Luft *Gott* als starke Emergenz zur Folge hat (mit der Vermutung, dass die Qualitäten des Gottes weder über die Qualitäten von Wasser noch über die Qualitäten von Luft beschreibbar sind). Die starke Emergenz wäre nur nachgewiesen, wenn diese Interaktion mit dem entsprechenden Ergebnis simuliert werden könnte.¹⁸ Geht man nur von *Gott* aus, kann dieses angenommene Produkt einer starken Emergenz auf beliebige Reduktionsebenen bezogen werden. Die mangelnde Einschlägigkeit der Qualitäten führt also zu multiplen, konkurrierenden Reduktionsperspektiven, was dem Verfahren der Reduktion widerspricht. Um also sprachliche Daten (Formen und Funktionen) einer Reduktion zugänglich zu machen, sollte aus methodischen Gründen stets von schwachen Emergenzen ausgegangen werden.

3. Eine kurze Typologie sprachwissenschaftlicher Reduktionen

Sprachwissenschaftliche Reduktionen können nach einer Reihe von Kriterien klassifiziert werden. Von Bedeutung ist dabei, dass dem *Akt* der Reduktion in der Regel eine generative Hypothese beigesellt ist, die das Entstehen des Ausgangspunkts der Reduktion auf der Reduktionsebene beschreibt. De facto handelt es sich um Emergenz im weiteren Sinne des Wortes. Allerdings sind beide Begriffe (zumindest bezogen auf die Sprachwissenschaften) nur teilweise kongruent: Während *Reduktion* einen vornehmlich methodischen, dann explanativen Aspekt abbildet, also der Meta-Ebene zuzuordnen ist, sind generative, Emergenzen beschreibende Prozesse Ausdruck der Objekt-Ebene. Um hier einen argumentativen Parallelismus zu erreichen, muss davon ausgegangen werden, dass Reduktionen ebenfalls eine Wirklichkeit auf der Objekt-Ebene haben. Insofern sollten Reduktionen beschreiben, was tatsächlich wirksam ist, genau gesagt: welche Qualitäten der Reduktionsebene *in* dem Objekt der Reduktion aufscheinen und es ontologisch ausprägen. In jedem Fall ist es darüber hinaus von Bedeutung, Reduktionen (bzw. Emergenzen) nicht nur zur Bestimmung der *Eigentlichkeit* sprachlicher Daten, also theoretischer Objekte zu nutzen, sondern auch die jeweilige Kausalität zu bestimmen. Reduktionen als zum Generellen hin ausgerichtete Interpretationen von Prozessen der Emergenz sind notwendigerweise verbunden mit der Frage, *warum* die reduktionistisch bestimmten Dynamiken überhaupt stattfinden beziehungsweise stattgefunden. Die bezüglich der Ontologie von Sprache relevanten Vermutungen reichen von evolutionären und anthropologischen Gesichtspunkten im Sinne einer *causa efficiens* über rein biologisch argumentierende Hypothesen hin zu eher einer *causa finalis* zuzuordnenden Inbeziehungsetzung von Sprache und beispielsweise Kommunikation („Sprache dient der Kommunikation“ usw.). Am einfachsten wäre es aber, den Begriff der Kausalität gar nicht erst in Ansatz zu bringen. Das soll heißen, dass Emergenz die Interaktion auf der Reduktionsebene selbst ist, dass sie nur sekundär auf Grund von Erfahrung und Konventionen reifiziert wird. *Kausalität* wäre demnach nur eine Konstruktion, indem ein Emergenz-Ereignis über einen Nexus zwischen dann *causans* und *causatum* fixiert, sozusagen objektpermanenter gemacht wird. Die spezifischen Eigenschaften, die in dem Konstrukt beobachtet werden, wären dann bloße Namen für das, was während der Emergenz geschieht. Diese Art der *Verzuständlichung* von Prozessen auf der Reduktionsebene bedeutet zugleich, dass aus (annähernd) Gleichem *dasselbe* gemacht wird: Jede Emergenz wäre eine Singularität, ein *an sich* einmaliges Ereignis, das endet, sobald die spezifische Interaktion oder Wechselwirkung aufgehoben wird. Treten analoge Ereignisse mehrfach auf, können sie unter dem Konstrukt *desselben* verbucht werden.

¹⁸ Allerdings kann natürlich argumentiert werden, dass starke Emergenzen stets und immer an Raum und Zeit gebunden sind, d.h. dass sie auch singuläre Ereignisse darstellen können, die in ihrer Totalität nicht simulierbar sind.

Es gibt gute Gründe anzunehmen, dass Sprache letztendlich die permanente Konstruktion von Wechselwirkungen der oben beschriebenen Art innerhalb des neuronalen Apparats der Kognition ist. Sprache hätte damit keine *causa*, weder *efficiens* noch *finalis*. Sie ist, *indem* das Gehirn der *species humana* so operiert, wie es operiert. Damit ist zugleich gesagt, dass Sprache letztendlich ein kognitives Ereignis darstellt. Diese Reduktion ergibt sich vereinfacht gesagt aus der Beobachtung, dass Sprache ohne eine Kognition nicht existiert, dass also die Beziehung Kognition => Sprache *notwendig* ist. Da zugleich beobachtet werden kann, dass eine Kognition auch ohne Sprache existieren kann, muss vermutet werden, dass nur ein bestimmter Typ der Kognition, d.h. einer spezifische Zustands- bzw. Ereignisform der Kognition vorliegen muss, um sich als Sprache zu artikulieren. Diese spezifische Form kann *sprachliche Kognition* genannt werden. Sie reflektiert aber keinen modularen Spezialbereich der Kognition, auf die Sprache dann reduzierbar wäre¹⁹, sondern einen durch Lernen verstärkten Vernetzungstyp der Kognition. Natürlich können für Sprache auch andere Bereiche als notwendig beschrieben werden. Eine Vermutung wäre, dass Interaktion als notwendige Bedingung gilt: Sprache ohne soziale Interaktion wäre demnach nicht möglich. Während aber die Verknüpfung von Sprache und Kognition unmittelbar evident überprüfbar ist (*Tote reden nicht*²⁰), steht der Nachweis der Beziehung Soziales => Sprache vor unlöslichen Problemen²¹ - auch deshalb, weil das Soziale kaum vom *Lehren* bzw. *Lernen* abgegrenzt werden kann: Einem *wilden Kind* fehlt dann nicht deshalb die Sprache, weil es vom Sozialen selbst ausgeschlossen ist, sondern weil das Fehlen des Sozialen das Fehlen einer sprachtypischen Form der Interaktion bedingt. Hinzu kommt, dass Vermutungen über die soziale Bedingtheit von Sprache nicht umhin kommen, den *locus* des Sozialen in Einzelindividuen anzusetzen, d.h. in individuierten Kognitionen, die das Soziale assimilieren beziehungsweise ihre Kognition daran akkommodieren - anders gesagt: in seinen Qualitäten konstruieren.

Auch *Kommunikation* kann vermutlich nicht als höchste Ebene der Reduktion von Sprache gesehen werden. Dieser Punkt hängt allerdings davon ab, welcher Vorstellung von Kommunikation gefolgt wird. Eine optimistische Variante würde besagen, dass das Individuum grundsätzlich *in die Welt hinein* handelt und in diesem Sinne intentional sprachliche Mittel einsetzt, etwa um den eigenen Wissenszustand in eine andere Kognition zu transferieren. Dieser Auffassung steht ein pessimistischer Zugang gegenüber. Dieser geht davon aus, dass Kommunikation eine ständige, stark habitualisierte und routinierte Konstruktion des sprachlichen Ausdrucks kognitiver Zustände und Prozesse ist: Demzufolge wäre Sprache zunächst nicht anderes als eine spezifische Artikulation der Kognition, die die Kognition selbst und andere Kognitionen als Kommunikation interpretieren, um diese Erfahrung sinnhaft zu machen. Eine erste Form der Kommunikation erlebt das Kind dann in der Kopplung seiner sprachbasierten Motorik (Artikulation) mit dem perceptiven Apparat

¹⁹ Im Sinne der Modularitätshypothesen des Chomsky-Paradigmas, also *Universal Grammar* und dieser vorgeschaltet die *Language of Thought*.

²⁰ Titel eines Kriminalromans von Werner Toelcke, Berlin (DDR) 1965.

²¹ Fehlgeschlagen scheinen alle bisherigen sogenannten Isolationsexperimente, angefangen vom durch Herodot tradierten Experiment des ägyptischen Pharaos Psammetich. Auch die vielfältigen Berichte zu *wilden Kindern* und ihrer Spezifizierung als *homo ferus* durch Carl Linné (1707-1778), die immer wieder darauf rekurrieren, dass diese nicht sprechen können (e.g. Victor von Aveyron (~1788-1828), Kaspar Hauser (~1812-1833), Genie (1957-), können nicht als Beleg gewertet werden, da hierfür das Fehlen eines *Sprachlehrers* (i.w.S.d.W.) beziehungsweise geistige Behinderung (wie im Falle von *Genie*) verantwortlich gemacht werden können.

(Audition)²², was die Grundlage liefert für die *intraindividuelle Kommunikation*, also für das *Nachdenken*. Insofern ist Sprache nicht unmittelbar mit *Denken* verbunden, sondern mit *Nachdenken*. Parallel dazu verläuft die Konstruktion von sprachbasierten Perzeptionen, die nicht durch die eigene, sondern durch eine *andere* Kognition produziert sind, als dann *interindividuelle Kommunikation*.²³ Jetzt gilt: Sprache ist Ursache, Kommunikation die Folge.²⁴ Zu beachten ist, dass hier stets von sprachbasierter Kommunikation die Rede ist. Andere Ausprägungen der Kommunikation (etwa mittels Mimik, Gestik, Körperhaltung etc.) müssen eine eigenständige Bewertung erfahren.²⁵

Zusammenfassend kann also formuliert werden, dass das letztendliche Reduktionsziel für *Sprache* in der Kognition gesucht werden sollte, unabhängig davon, als wie stark oder wie schwach die entsprechende Emergenz beschrieben wird. Im Detail lassen sich aber unterschiedliche Reduktionstiefen beobachten, die sowohl die Objekt- als auch die Metaebene betreffen. Die einfachste Form auf der Objektebene (nach der Erstellung theoretischer Objekte, siehe oben) ist die Reduktion varianter sprachlicher Objekte auf einen kategoriellen, aber sprachimmanenten Bereich (systematische Reduktion). Dieser Reduktionstyp beruht auf der Hypothese, dass übergeordnete Kategorien variante Ausprägungen haben können, die durch unterschiedliche Umgebungen bedingt sind. Beispielsweise kann im Deutschen der Typ der *haben*-Possession sowie das *haben*-Perfekt als zwei Ausprägungen eines zugrundeliegenden linguistischen Verfahrens gewertet werden, vgl. *ich habe ein Buch* und *ich habe ein Buch gelesen*. In diesem Fall würden die beiden Konstruktions-typen²⁶ auf eine globalere Strategie der Possessionsmarkierung reduzierbar sein. Neben solchen, besonders in der Sprachtypologie gängigen Verfahren, die auf dem Ansatz von sprachlichen (!) Universalien beruhen und diese als Reduktionsziel beschreiben, finden sich vielfältige Vorschläge zur Reduktion sprachlicher Phänomene auf einen vorsprachlichen Bereich. In diesem Fall ist das Reduktionsziel nicht immanent, sondern transzendent: Es ist hinter dem Horizont der Sprache angesiedelt und meist im kognitiven Bereich verankert. Unterschieden werden können zwei unterschiedliche Reduktionsziele: Einerseits kann das Ziel zwar vorsprachlich, aber sprachorientiert beschrieben werden, wobei die Reduktionsdomäne eine modulare, in sich geschlossene Einheit darstellt. Vereinfacht gesagt werden hier Sprachstrukturen mittelbar oder unmittelbar auf die Strukturgebung eines kognitiven Moduls reduziert, das gewöhnlich mit der Etikette *Universal Grammar* versehen ist. Alternativ kann vermutet werden, dass das vorsprachliche Reduktionsziel die gesamte Kognition darstellt, die unterschiedlich gewichtet an der Strukturierung von Sprache beteiligt ist (holistische Vermutung). Andere, nicht auf die Kognition abzielende

²² Hinzu kommt die Perzeption/Erfahrung der Motorik selbst, etwa Lippen- und Zungenbewegung.

²³ Grundsätzlich kann formuliert werden, dass nicht das sprachproduzierende Individuum darüber entscheidet, ob es sich um Kommunikation handelt, sondern stets und immer andere Individuen, die eine Perzeption entsprechend bewerten und konstruieren.

²⁴ In Abwandlung des ‚Grundprinzips des Konstruktivismus‘ (Heinz von Foerster): „*Erfahrung ist Ursache, die Welt die Folge*“. In einem weiteren Reduktionsschritt wäre zu formulieren: *Erfahrung ist Ursache, Sprache die Folge*, vgl. Wolfgang Schulze, *Sprache als kommunizierte Wahrnehmung*, in: Christine Jacquet-Pfau (éd.), *Hommage à Jean Marie Zemb*, Paris 2007 (im Druck).

²⁵ Beachtenswert ist, dass diesen Formen des Ausdrucks kognitiver Zustände und Prozesse die unmittelbare perzeptive ‚Kontrolle‘ fehlt. Zwar sprechen sie den perzeptiven Apparat der Visualität an, doch gelingt es dem Individuum kaum, einen beispielsweise mimischen Ausdruck direkt über die eigene Visualität zu verarbeiten (es sei denn, das Individuum steht vor einem Spiegel).

²⁶ Hier gemeint im Sinne von Konstruktionsgrammatiken, vgl. neben vielen anderen Adele Goldberg, *Constructions. A Construction Grammar approach to argument structure*. Chicago 1995; William Croft, *Radical Construction Grammar. Syntactic theory in typological perspective*. Oxford 2001

Reduktionsverfahren orientieren sich beispielsweise an Domänen wie Gesellschaft, Kommunikation, Anthropologie²⁷, Geographie²⁸ und Ästhetik.²⁹

Wie oben schon angedeutet stellt sich natürlich die Frage, ob es für weitere Reduktionsschritte notwendig ist, in theoretische Objekte überführte linguistische Phänomene aus ihrer zeitlichen und räumlichen Situierung, d.h. ihrer jeweiligen Singularität herauszulösen, d.h. den Schritt vom Ethischen zum Emischen durchzuführen. Besonders in gebrauchsbasierten (*usage-based*) Verfahren der Kognitiven Linguistik scheint der Trend auf, jedes dann singuläre 'Objekt' einer eigenständigen Reduktion zu unterwerfen. In Umformulierung des berühmten Diktums *chaque mot a son histoire*³⁰ kann die zugrunde liegende Hypothese wie folgt beschrieben werden: *chaque phénomène linguistique a sa propre réduction*. Hierbei geht es aber weniger um divergente Reduktionsebenen, als vielmehr um divergente Reduktionspfade.

Auf der Metaebene sind zwei Zugangsarten zu unterscheiden: Kategoriell und theoretisch. *Kategoriell* (oder: *funktional*) wäre eine Reduktion, wenn der *signifié*-Bereich linguistischer Daten vom *signifiant* getrennt und eigenständig hinsichtlich eines Reduktionspfades weiterverfolgt wird. Am klarsten ausgedrückt ist dieser Weg in den diversen Versuchen, eine Reduktion der semantischen Domäne zu erreichen. Hier geht es also um Vorstellungen *an sich*³¹, beziehungsweise - ins Grammatische gewendet - um den konzeptuellen Hintergrund von Kategorien. So mag beispielsweise formuliert werden, dass eine kategorielle Ebene wie *Zeit*, die ihren formalen Ausdruck in Sprache haben kann, auf Verfahren des - wenn man so sagen darf - Gedächtnismanagements reduzierbar ist.

Zweifelsohne kann gesagt werden, dass die Sprachwissenschaften zwar über sehr ausformulierte theoretische Zugangsarten verfügen, dass aber der wissenschaftstheoretische Hintergrund nur selten systematisch erfasst wird. Die meisten Ansätze positionieren sich mehr oder minder artikuliert in den Rahmen des Popperschen Kritischen Rationalismus, bisweilen variiert im Sinne der Poincaréschen bzw. Machschen Denkökonomie. Besonders in den historischen Sprachwissenschaften sind zudem massiv positivistische Argumentationen zu finden. Nur vereinzelt zeigen sich Reflexionen über den Zusammenhang von Wissenschaft und Be-

²⁷ In diesem Zusammenhang sind nicht nur Reduktionen auf die anthropologischen Voraussetzungen für Sprache zu nennen, sondern auch in der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts, und des Faschismus gängige Hypothesen, die Sprache explizit unter *Rasse* subsumieren. e.g. Carl Gustav Carus (1789-1869) *Über ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitsstämme für höhere geistige Entwicklung* (1849), Arthur de Gobineau (1816-1882), *Essai sur l'inégalité des races humaines* (1853-55), vgl. „*Les langues, inégales entre elles, sont dans un rapport parfait avec le mérite relatif des races*“ (aus dem *Sommaire* zu Buch 1).

²⁸ Beispiellhaft hier Jacob Grimm (1785-1863): „*erfahrung lehrt, dasz bergluft die laute scharf und rauh, das flache land sie weich und blöd machte. auf der alpe herrschen diphthonge und aspiraten vor, auf dem blachfeld enge und dünne vocale, unter consonanten mediae und tenues*“ (Jacob Grimm, *Geschichte der deutschen Sprache*, [1848] 1880, hier p. 575).

²⁹ Hier sicherlich am prononciertesten die *Neolinguistica* in der Tradition von Matteo Guilio Bärtoli (1873-1946) (ab 1910) und Giulio Bertoni (1878-1942) (ab 1920), die sich unter anderem stark an der Ästhetik von Benedetto Croce (1866-1952) und an dem Rechtshegelianer Giovanni Gentile (1875-1944) orientierten, vgl. auch Wolfgang Schulze, *Person, Klasse, Kongruenz*, Band 1. München 1998, pp. 118ff.

³⁰ Gewöhnlich der Lehre des Dialektgeographen Jules Gillieron (1854-1926) zugeordnet, formuliert aber durch seinen Schüler Karl Jaberg (1877-1958).

³¹ Zwar ist *Vorstellung* eine Lehnübersetzung von lat. *propositio*, doch sei hier eine etwas weitere Definition des Begriffs verwendet, wie sie Adelung gegeben hat (hier zitiert nach Grimm, *Deutsches Wörterbuch* XII, 2: 1690) findet: „*vorstellung, in engerer und eigentlicher Bedeutung das bild, welches man sich von einer sache in gedanken macht, in weiterer aber jeder begriff von einer sache, die idee*“.

trachter beziehungsweise betrachtendem Akt, sei es im Sinne des klassischen Pragmatismus oder des Sozialkonstruktivismus.³² Im alltäglichen Gespräch zeigen sich viele Sprachwissenschaftler *de facto* als Advokaten dessen, was Bas van Fraassen *constructive empiricism* genannt hat³³: Entscheidend ist demnach nicht die Theorie (bzw. theoretische Adäquatheit), sondern empirische Adäquatheit. Zum Tragen kommt im Hinblick auf die vier großen Domänen der heutigen systematischen Sprachwissenschaften, also Generativismus, Funktionalismus, Kognitivismus und Historismus, eine sich immer weiter entwickelnde Inkommensurabilität.³⁴ Diese ist jedoch nicht Ausdruck eines akzeptierten, sich gegenseitig befruchtenden Methodenpluralismus, sondern eher Resultat von auch institutionalisierten Abschottungen. Hierzu trägt auch bei, dass die Sprachwissenschaften (hier sind nicht nur die systematischen Varianten gemeint) nur in sehr geringem Umfang über eine gemeinsame Wissenschaftssprache verfügen. Je verfeinerter die Analysen sind, desto idiosynkratischer werden die Terminologien³⁵, wohingegen globale Terminologien oftmals unreflektiert von einer Disziplin in die andere entlehnt werden. Ein Diskurs zwischen den Domänen zur Harmonisierung der Terminologien findet kaum statt. Gleichfalls den wissenschaftlichen Diskurs zwischen den Bereichen hemmend wirkt die Tatsache, dass die Rhetorik des wissenschaftlichen Schreibens höchst unterschiedlich kultiviert wird. Hier stehen sich nicht nur die oben genannten Domänen gegenüber, sondern auch stilistische und textlinguistische *dos and don'ts*, die besonders den anglophonen vom ‚kontinental-europäischen‘ Diskurs unterscheiden und eine gegenseitige Rezeption behindern.

Die Schwierigkeiten, den theoretischen Diskurs beziehungsweise sprachwissenschaftliche Theorien (wohin auch immer) zu reduzieren, sind auch darin begründet, dass oftmals kaum ausformuliert wird, was die *Zielsetzung* der jeweiligen wissenschaftlichen Tätigkeit eigentlich ist. Natürlich werden immer wieder Einzelziele benannt, etwa die Aufdeckung sprachlicher Universalien, Mechanismen des Sprachwandels und Rekonstruktion älterer Sprachsysteme, Mechanismen und Dynamiken des Spracherwerbs und so weiter. Auch werden nicht selten globalere Ziele angegeben, wie etwa die Aufhellung historischer Prozesse in Gesellschaften, Motive einer sozialen Organisation, Sprachentstehung und die Frage des *homo loquens*, um nur einige anzuführen. Im seltensten Falle aber geht es *expressis verbis* um die Entdeckung der Sprache *an sich*, das heißt, um ihre Ontologie.³⁶ Eine der Ausnahmen ist der Generativismus der *Universal Grammar*. Der Mangel an Einheitlichkeit in der Theoriebildung, also die oben genannte Inkommensurabilität bedingt, dass eine Reduktion der wissenschaftlichen Programme in Bezug auf die Sprachwissenschaften derzeit kaum möglich erscheint. Eher scheint es möglich, *einzelne* Theorien auf nicht-sprachwissenschaftliche, globalere Theorien zu reduzieren. Hier kommen zum Beispiel die bekannten Reduktionen *Sprachwissenschaft ist Naturwissenschaft* oder *Sprachwissenschaft ist Geisteswissenschaft* zum Tragen (will man

³² Vgl. Bruno Latour und Steve Woolgar, *Laboratory Life. The Social Construction of Scientific Facts*. Beverly Hills, London 1979.

³³ Bas van Fraassen, *The Scientific Image*, Oxford 1980, hier p. 12.

³⁴ Im Sinne von Thomas Samuel Kuhn (1922-1996) und Paul K. Feyerabend (1924-1994).

³⁵ Hinzu kommt, dass in den Sprachwissenschaften in der Regel Sprache *mittels* Sprache erklärt wird, wobei die Metasprache oft genug dieselbe semantische Vagheit aufweist wie die Objektsprache und durch analoge semantische Prozesse (besonders Metaphorisierungen, Polysemien und Entlehnungen aus einer alltags- bzw. fremdwissenschaftlichen Terminologie) gekennzeichnet ist.

³⁶ Hiermit sind nicht die eher den Sprachphilosophien in der Tradition des 18. Jahrhunderts zuzuordnenden Spekulationen über *Sprache* gemeint, sondern Untersuchungen zur Ontologie von Sprache, die sich aus der Adaption der empirischen Befunde möglichst aller sprachwissenschaftlicher Domänen der Gegenwart speisen.

nicht Giambattista Vico folgen und mit ihm in konstruktivistischem Sinne vermuten: *Scientia ipsa humana nihil aliud sit ubi efficere ut res sibi pulchra proportione respondeant*³⁷).

Gemeinsam ist vielen theoretischen Ansätzen, dass Komplexitätszunahme ein wesentliches Moment von Sprache nicht nur *in der Zeit*, sondern auch im Hinblick auf Varianzenbildung, d.h. auf ihre Partikularisierung ist. Der sich hieraus ableitende Aspekt einer ontologischen Reduktion beinhaltet die Vermutung, dass sich komplexe Eigenschaften und Strukturen auf einfache(re) Eigenschaften und Strukturen reduzieren lassen. Im generativen Sinne ergibt sich die Annahme, dass ein ‚Satz‘ sprachlicher Basiskonstrukte ausreicht, um alle denkbaren sprachlichen Äußerungen in jeder Sprache der Welt zu erzeugen. Dementsprechend reflektiert ein methodischer Reduktionismus in den Sprachwissenschaften mehr oder minder explizit *Occam's Razor*³⁸ (hier: Komplexe Erklärungen werden auf einfache Erklärungen reduziert). Allerdings finden sich gerade in explanativen Verfahren der Sprachtypologie auch gegenläufige Tendenzen, die *Anti-Razor*-Vermutungen nahe kommen³⁹ und im Sinne von Walter Chatton wie folgt formuliert werden können:

Wenn immer eine Hypothese anhand linguistischer Belege verifiziert werden soll und zwei Daten für die Verifikation nicht ausreichen, muss ein dritter Beleg eingebracht werden.⁴⁰

Dies gilt dann natürlich nicht nur für die Objektebene, sondern auch für Methodik und Theorie. In der Sprachtypologie ergibt sich nicht selten das Problem, dass durch die Einbeziehung neuer und varianter Daten zu einem kategoriellen Bereich die bis dahin erzielte Generalisierung beziehungsweise Explikation der Einzelphänomene an Komplexität gewinnt. *Anti-Razor*-Szenarien verhindern somit eine einschlägige Reduktion (ohne deswegen aber notwendigerweise unbrauchbar zu sein).

4. Reduktion? Reduktion! Aber wohin?

Wie gesehen erfordert der Versuch einer Reduktion sprachlicher Phänomene ihre ‚Umwandlung‘ in theoretische Objekte, das heißt, die zumindest heuristische Trennung von Produzent und Produkt. Selbst wenn man die Beziehung zwischen den beiden Größen selbst zum wissenschaftlichen Objekt erklären möchte, müssen die singulären sprachlichen Ereignisse, die sich in einer momentanen Produzent/Produkt-Beziehung ausdrücken, pluralisiert oder generalisiert werden. Will man beispielsweise die idiosynkratische Sprache eines Individuums untersuchen, müssen *mehrere*, d.h. immer *andere* Äußerungen in einem Korpus zusammengelegt werden, da jede Äußerung allein schon dadurch, dass sie *ist*, auch *anders* ist als eine vorangehende.⁴¹ Wie wir über *den* Fluss reden, reden wir über *die* Sprache eines Sprechers. Inso-

³⁷ Giambattista Vico (1668-1744) *De antiquissima Italorum sapientia ex linguae Latinae originibus eruenda libri tres*. Band I: *Liber metaphysicus*, Neapel 1710, hier Kap. VII, § 3.

³⁸ „Numquam ponenda est pluralitas sine necessitate“ in: *Quaestiones et decisiones in quattuor libros Sententiarum Petri Lombardi* (1495), hier: i, dist. 27, qu. 2, K., beziehungsweise „Entia non sunt multiplicanda praeter necessitatem“ (Johannes Clauberg (1622-1665), *Logica Vetus et Nova* (1654), hier p. 320).

³⁹ Im Sinne des *Principle of Plenitude* (Arthur Lovejoy (1873-1962), zugrunde liegend Walter Chatton (1290-1343), *Reportatio super Sententias: Liber I, distinctiones 10–48*. Ed. Joseph C. Wey and Girard J. Etkorn. Toronto, 2002, hier p. 237, § 57).

⁴⁰ Dem steht das bisweilen Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (1848-1931) zugeschriebene Diktum „*einmal ist keinmal, zweimal ist immer*“ entgegen, das besonders in der indogermanistischen Tradition eine methodisch gewichtige Rolle gespielt hat.

⁴¹ Hier kommt das bekannte Heraklitische Diktum zum Tragen: „*Man kann nicht zweimal in den selben*

fern beinhaltet *jede* Aussage über sprachliche Phänomene eine Generalisierung, sofern diese nicht in *Echtzeit* beobachtet und dokumentiert werden. Ein Problem stellen in dieser Hinsicht historische Daten dar, das heißt Daten, die irgendwann einmal produziert und dann mittels irgendeines Mediums fixiert wurden. Mit dieser Fixierung geht der Zusammenhang mit dem im Produzenten liegenden Prozess der Produktion zumindest teilweise verloren, wodurch die entsprechenden Daten eine *scheinbare* Autonomie erlangen und medienspezifisch werden. Ein Beispiel mag dies verdeutlichen: Gewöhnlich geht die Rekonstruktion des Indogermanischen von den ältest belegten Sprachstufen der indogermanischen Einzelsprachen aus, etwa Latein, Alt-Griechisch bzw. Mykenisch, Vedisch, Hethitisch und so weiter. Das Medium der Fixierung der entsprechenden Sprachdaten war die Schrift beziehungsweise eine orale Tradition, deren Normierungsaspekte denen einer Schriftsprache nahekommen. Insofern kann formuliert werden, dass ausgehend von den genannten Sprachdaten nicht das Indogermanische *an sich* rekonstruiert wird, sondern eine indogermanische ‚Schriftsprache‘, obschon das Indogermanische nicht verschriftet war. Das Medium ist also Teil der Daten geworden und spiegelt sich entsprechend in der Rekonstruktion. Historische Daten sind also ebenso indiziert wie Echtzeit-Daten, allerdings auf eine andere Art: Die Autorenschaft tritt in den Hintergrund, dafür kommen all diejenigen Faktoren ins Spiel, die mit dem Prozess des *Einbrennens* einer sprachlichen Äußerung in ein Medium und mit dem Medium selbst verbunden sind (*causa formalis*). Will man also aktuelle Daten mit historischen Daten gemeinsam betrachten, müssen zumindest zwei Reduktionsschritte vollzogen werden: Einerseits müssen die Daten aus ihrer Situierung herausgelöst werden, andererseits müssen medienspezifische Qualitäten ‚entfernt‘ werden. Das erste Ziel ist also wie oben schon beschrieben die Erstellung harmonisierter Datensätze, mit der Folge, die *Sprache* nicht als ‚Objekt‘ sondern als autonomes ‚Subjekt‘ erscheinen zu lassen.⁴²

Der Weg der Entfremdung sprachlicher Daten von ihrer Situierung scheint notwendig, um der offenkundigen Erfahrung zu entsprechen, wonach alle sprachlichen Äußerungen eines Menschen Ausdruck einer oder mehrerer Sprache sind. In einem weiteren Reduktionsschritt kann formuliert werden: *Alle Sprachen sind Sprache*. Dieser Reduktionsschritt reflektiert allerdings schon einen eher wissenschaftlichen Zugang zum Phänomen. In volkslinguistischer Tradition finden sich diesbezüglich häufiger Abgrenzungen des Typs „Das ist doch keine Sprache, sondern eine Halskrankheit“ (zum Holländischen).⁴³ Es stellt sich nun die Frage, ob das, was als *Sprache* bezeichnet wird, nur ein Klassennamen für die Klasse von *Sprachen* ist, womit keine eigentliche Reduktion gegeben wäre, oder ob mit *Sprache* ein qualitatives Niveau erreicht wird, das sich von dem, was mit *Sprachen* gemeint ist, unterscheidet. In der Tat scheint es so, dass mit dem Begriff *Sprache* eine Horizontverschiebung stattfindet: Während eine Betrachtung von *Sprachen* in der Regel die jeweiligen Partikularien betont, wird dem Konzept *Sprache* eine oftmals die Sprache transzendierendes Moment zugeordnet, sei es (zum Beispiel) Biologie, Geist, Kultur oder Nation. Dementsprechend finden sich Schlag-

Fluss steigen“ (Fragment 91, zitiert nach Hermann Diels, *Herakleitos von Ephesos, Griechisch-Deutsch*. Berlin 1901, hier p. 23).

⁴² Die Tendenz, Sprache zu anthropomorphisieren, findet sich gerne in deskriptiven Grammatiken, wie etwa: *Das Russische kennt keinen Artikel*, oder *Das Deutsche stand in Kontakt mit dem Französischen*. Bemerkenswert ist die Diktion mancher Indogermanisten, in der der Sprecher als Subjekt wiederhergestellt wird, allerdings auf generischer Basis, e.g. *Der Grieche hat πi- für *kwi-*.

⁴³ Analog der Text einer Anzeige in der FAZ (27. 11. 02) der Firma Ricoh: „*Mit ein paar Schnalzlauten lehrt er [der ‚Buschmann‘, W. S.] 200 Männer seines Stammes, wie man jagt, Krankheiten heilt oder auch die passende Partnerin findet. Und wie gut können Sie kommunizieren?*“ (Hinweis von Theodor Ickler im Forum *Rechtschreibung* vom 28. 11. 02)

worte des triadisches Typs *Language, Thought, and Reality*⁴⁴ nahezu programmatisch in einer großen Zahl von Publikationen. Dabei handelt es sich in der Regel nicht um einfache Koordinationen, sondern um bewusste Setzungen, die die (dann drei) Bereiche entweder gleichrangig unter eine einheitliche Reduktionsperspektive stellen oder eine Hierarchie signalisieren, in denen eine der drei Domänen die eigentliche Reduktionsebene darstellt.

Wie eingangs schon gesagt hängt die Frage der Bestimmung einer Reduktionsebene für *Sprache* im Wesentlichen vom Betrachter und seiner Situierung im jeweiligen wissenschaftlichen Diskurs ab. Allerdings gibt es eine Reihe von Indizien, die für eine Verankerung in eine kognitive Dimension sprechen.⁴⁵ Oben schon wurde gesagt, dass es eine empirische Tatsache ist, dass eine Sprache ohne Kognition nicht existieren kann. Darüber kann auch das Konzept einer *künstlichen Intelligenz* (zumindest für den Augenblick) nicht hinweg täuschen. Unter *Kognition* soll hier und im Folgenden das Gesamtsystem neuronaler Strukturen verstanden werden, das die Interaktion eines Individuums mit seiner Umwelt verarbeitet und steuert. Damit soll aber nicht gesagt werden, dass *Interaktion* selbst ein Reduktionsziel sei. Vielmehr steht zu vermuten, dass *Interaktion* wiederum eine Konstruktion darstellt: Demzufolge *interagiert* nicht das Individuum mit seiner Umwelt, sondern es spiegelt diese Umwelt in sich selbst etwa mittels direkter Imitation, Ideomotorik⁴⁶ und technisch gesehen (eventuell) Spiegelneuronen. *Interaktion* ist dann die von außen wahrgenommene Kopplung zweier mit Kognition versehener, motorischer Systeme, die in einem ständigen Imitationsaustausch beziehungsweise Abgleich kognitiver Zustände stehen (siehe unten). Die Subjektivierung dieser Anschauung führt dann zur Konstruktion des Ego als interagierendes Wesen.

Die Beziehung Sprache-Kognition beruht damit auf einer gemeinsamen Komponente: Kognition ist Teil des vitalen Systems eines Lebewesens, ebenso wie Sprache auf einem vitalen Moment aufsattelt, nämlich der Atmung. Damit ist zugleich gesagt, dass hier *Sprache* als atmungsbasiertes (artikulierendes) Ausdrucksverfahren definiert wird: *Sprechen ist atmen*. Andere Ausdrucksverfahren wie etwa Gestik (darauf aufbauend Zeichensprache), Mimik und so weiter, die nicht auf vitalen Prozessen beruhen, werden somit aus der Betrachtung ausgeschlossen (womit natürlich nicht gesagt sein soll, dass diese keine vollgültigen Ausdrucksverfahren wären). Allerdings ist die Beziehung Sprache-Kognition im Hinblick auf den Vitalitätsaspekt nicht äquivalent: Kognition ist unmittelbarer Ausdruck des Vitalen, Sprache hingegen nur vermittelt, da Atmung zwar eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung von Sprache ist.⁴⁷ *Sprache selbst* ist eben *kein* vitales Moment. Daraus ergibt sich, dass wir

⁴⁴ Titel des berühmten Aufsatzes von Benjamin Lee Whorf in *Theosophist* (Madras, India), Ausgaben vom Januar und April 1942. Beispiele für derartige Triaden sind neben vielen anderen: Peter Carruthers, *Language, Thought and Consciousness: An Essay in Philosophical Psychology*, Cambridge 1996; Ruth Garrett Millikan, *Language, Thought, and Other Biological Categories: New Foundations for Realism*, Cambridge, 1984; Jerry A Fodor, *Language, Thought and Compositionality*, in: *Mind & Language* (2001) 16 (1), 1–15; *Language, Culture, and Cognition* (Buchreihe bei Cambridge University Press); Mark Cain, *Fodor: Language, Mind, and Philosophy*, Oxford 2001.

⁴⁵ Dies hat natürlich auch damit zu tun, dass das 21. Jahrhundert nach der Entschlüsselung des humanen Genoms jetzt die Entschlüsselung des Gehirns zur allgemeinen Paradigmatik erhoben hat.

⁴⁶ Beginnend mit William B. Carpenter, *On the Influence of Suggestion in Modifying and directing Muscular Movement independently of Volition*, Royal Institution of Great Britain 1852, weekly evening meeting, Friday, March 12; vgl. weiterhin Winfried Hacker, *Allgemeine Arbeits- und Ingenieurpsychologie. Psychische Struktur und Regulation von Arbeitstätigkeiten*. Berlin (Ost) 1973. Helmut Hildebrandt, *Ideomotorik: Ein neues Paradigma für ein altes Problem?* Bielefeld 1985.

⁴⁷ Dies gilt vornehmlich für die orale Sprache. Aber auch das Lesen basiert zumindest partiell auf einem Hintergrundverfahren, das mit Atmung gekoppelt ist (imaginiertes Artikulieren beim Lesen). Allerdings kommen beim optischen Lesen natürlich auch visuell basierte, bildbezogene Aspekte der

Sprache als irgendwie geartete (schwache) Emergenz der Kognition beschreiben können.

Als letztendliches Reduktionsziel für Sprache können also Prozesse gesehen werden, die einerseits *in* der Kognition stattfinden (*de facto* also die Kognition selbst), die andererseits aber durch den spezifischen Motorisierungstyp der Sprache, das heißt, durch Varianzen in Bezug auf die Hemmung der Atmung gekennzeichnet sind. Dass hier in der Beschreibung des Reduktionsziel nicht über die Kognition hinaus gegangen wird, indem auch die neuronale Ebene angesprochen wird, liegt an dem klassischen *bridging problem*: Bislang ist es noch nicht überzeugend gelungen, die Beziehung zwischen neuronalen Aktivitätsmustern und beliebigen sprachlichen Produkten im Verhältnis 1:1 nachzuweisen⁴⁸. Sicherlich kann vernünftigerweise angenommen werden, dass sprachliche Prozesse in der Kognition und die Kognition selbst auf neuronalen Prozessen beruhen, doch handelt es sich (zumindest in Bezug auf den gegenwärtigen Wissensstand) um eine *starke Emergenz*, die wie oben gesehen eine weitergehende Reduktion als methodischen Gründen verbietet.

5. Radical Experimentalism

Wenn *Sprache* auf ein Ensemble kognitiver Ereignisse reduziert wird, bedeutet dies natürlich nicht, dass *alle* Segmente einer Sprache unmittelbar auf derartige Ereignisse zurückführbar sind. Aus sprachwissenschaftlicher Sicht ist es unabdingbar, diejenigen Größen aus der Sprache herauszulösen, die sich diese Unmittelbarkeit entziehen, und sie einer separaten Analytik zu unterwerfen. Technisch gesehen wäre es ein scheinbar einfaches Unterfangen, diese Bestimmung durchzuführen: Vorausgesetzt, ich weiß, *was* in der Sprache unmittelbar auf kognitive Prozesse reduzierbar ist, kann der ‚Rest‘ als mittelbar bedingt beschrieben werden, wobei die ‚mittelbaren‘ Faktoren Zwischenschritten in der Reduktion darstellen. Die genannte Voraussetzung ist allerdings empirisch nicht ohne weiteres erfüllbar: Notwendig sind Annahmen über die Funktionsweise und Bedingtheit der Kognition sowie darüber, *wie* kognitive Prozesse sich in Sprache abbilden. Zudem muss zugelassen werden, dass zumindest Teile der ‚mittelbar‘ bedingten Größen sich nach Fixierung der primären Beziehungen zwischen Kognition und Sprache als ebenfalls ‚unmittelbar‘ erweisen.

Hinzu kommt, dass wir mit einer dreifachen kognitiven Bedingtheit von aktuellen Sprachsystemen rechnen müssen: Sprachgebrauch, Spracherwerb und Sprachgeschichte. Diese Triade ist durch eine abnehmende Unmittelbarkeit gekennzeichnet: Im *Sprachgebrauch* spiegeln sich idealiter analoge, zeitnahe kognitive Prozesse. Der *Spracherwerb* bedingt die individuelle Routinierung oder Bahnung von im Laufe des Erwerbs abgelaufenen kognitiven Prozessen: Jeder Sprachgebrauch ist durch die Art des Erwerbs der betreffenden Sprache indiziert. Am zeitfernsten, das heißt, am wenigsten synchron sind diejenigen Faktoren in einer Sprache zu beschreiben, die aus ihrem Charakter als Traditionssystem abzuleiten sind (*Sprachgeschichte*).⁴⁹

Wahrnehmung ins Spiel. Das Lesen ergänzt also Sprache um einen weiteren Wahrnehmungs- und Verarbeitungsmodus, der - wie wir noch sehen werden - rekursiv einen wesentlichen Aspekt der Bedingtheit von Sprachstrukturen wieder aufnimmt.

⁴⁸ Vgl. besonders Bert Peeters, *Cognitive Musings*, in: *Word* (1998) 49: 225–237.

⁴⁹ Die letzten beiden Ebenen hätten eine engere Beziehung, könnte die Haeckelsche Regel in Ansatz gebracht werden: „Die Ontogenese ist die kurze und schnelle Recapitulation der Phylogenese [...]“, vgl. Ernst Haeckel (1834–1919), *Generelle Morphologie der Organismen. Bd. 2: Allgemeine Entwicklungsgeschichte der Organismen*, Berlin 1866, hier p.300. Hiernach ‚rekapituliert‘ der Spracherwerb wesentliche Prozesse der Sprachentstehung. Da wir über den Sprachursprung an sich praktisch nichts wissen (sondern nur über mehr oder minder taugliche Modellierungen verfügen),

Zwar basieren alle drei Ebenen zweifelsohne auf Verfahren der Kognition, doch eben nicht auf *einer* synchronen Ebene. Diese Vermutung könnte sich als weniger relevant erweisen, könnte gezeigt werden, dass die relevanten kognitiven Prozesse seit Beginn der Sprachgeschichte, also seit dem Sprachursprung unverändert verlaufen sind und noch verlaufen. Eine derartige Annahme verlangt zugleich, dass der Sprachursprung nicht in langen Etappen verlaufen war, sondern sprunghaft eingesetzt hatte.⁵⁰ Bis heute ist jedoch unklar, *wann* der Sprachursprung überhaupt stattgefunden hat und welcher *species* er zuzuordnen ist (vgl. Anm. 49). Insofern kann auch wenig darüber gesagt werden, in welchem (globalen) Zustand die ‚humane‘ Kognition war, als dieser Prozess begann und ob dieser Zustand derselbe ist, den wir heute empirisch vorfinden.⁵¹

Sicherlich ist es vernünftiger anzunehmen, dass der Sprachursprung graduell und über lange Zeiträume hinweg verlaufen ist, wobei die Kognition die jeweilige Sprachpraxis (über den Spracherwerb) mehr und mehr (also: immer und immer wieder) akkommodierte.⁵² Dies bedeutet natürlich nicht, dass die Kognition sich evolutionär an Sprache anpasste (im Sinne eines einfachen Lamarckismus⁵³), sondern dass die Kognition durch eine konstante Disposition gekennzeichnet ist, die sich im Individuum *qua* Lernen in Form von Sprachwissen konkretisiert. Diese Disposition ist also *vorsprachlich*, qualifiziert sich aber in ihrer Architektur für Sprache. Spracherwerb bedeutet demnach die Verstärkung dieser Disposition und ihre Ausrichtung auf Sprache. Für eine auf die Kognition abzielende Reduktion sprachlicher Phänomene ist es zweitrangig, ob diese Disposition seit Beginn der Sprache, also seit dem Sprachursprung stabil gewesen ist, oder ob sie sich durch evolutionäre Faktoren bedingt verändert hat. Der Spracherwerb hat immer in Bezug auf die jeweilige Ausprägung dieser Disposition stattgefunden. Relevanter ist die Frage, ob Sprache immer auf dieselben Bereiche dieser Disposition aufgesattelt hat und ob diese Bereiche stets und immer in der gleichen Form strukturgebend gewesen sind. Um ein Beispiel zu geben: Das deutsche Adverb *zurück* resultiert aus der Grammatikalisierung eines relationalen, lokativen Konzepts (*Allativ*), das auf das relationale ‚Ziel‘ (wir sagen den *landmark*) ‚Rücken‘ ausgerichtet ist (**zu(m) Rücken*).⁵⁴ Die

ist die Gefahr einer zirkulären Argumentation gegeben: Aus dem Spracherwerb wird auf den Sprachursprung geschlossen, der dann wieder als Beleg für die Adäquatheit der Haeckelschen Regel eingebracht wird.

⁵⁰ Verfechter dieser These sprechen gern von einem „great leap forward“ hin zu dem, was dann ‚Proto-World‘ bezeichnet wird (e.g. Merrit Ruhlen). Aus einer seriösen historisch-sprachvergleichenden Perspektive können Annahmen zu Proto-World nur als *linguistic science fiction* bezeichnet werden.

⁵¹ Versuche, aus dem anthropologischen Befund auf die Lebensbedingungen und damit auch auf Kommunikationsoptionen des frühen *homo loquens* zu schließen, bergen (in Bezug auf *Sprache*) zudem die Gefahr, dass die heute beschreibbare Funktionalität von Sprache auf derartige Lebensbedingungen zurückprojiziert wird, wodurch wiederum eine zirkuläre Argumentation gegeben ist.

⁵² Der Selektionsvorteil liegt dann nicht primär in der Ausprägung einer spezifischen Form der Kommunikation, sondern darin, dass nach und nach die Fähigkeit zur Begriffsbildung aus Erfahrung (Konzeptualisierung) eine zusätzliche Stabilisierung durch eine artikulationsbasierte Symbolisierung erbrachte.

⁵³ Jean-Baptiste de Lamarck (1744–1829), *Philosophie zoologique, ou Exposition des considérations relatives à l’histoire naturelle des animaux...* Paris 1809. Beispielsweise p. 224: „Or, si les circonstances restent les mêmes, rendent habituel et constant l’état des individus mal nourris, souffrants ou languissants, leur organisation intérieure en est à la fin modifiée, et la génération entre les individus dont il est question conserve les modifications acquises, et finit par donner lieu à une race très-distincte de celle dont les individus se rencontrent sans cesse dans des circonstances favorables à leurs développements“.

⁵⁴ Laut Friedrich Kluge (und Walther Mitzka), *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, 20.

‚eigentliche‘ Lesart (etwa in *die hende wären gebunden ze rücke mit baste*, Hartmann von Aue, *Iwein* 185) beinhaltet das Konzept ‚Rücken‘ als referentiellen Wert und ist somit eingebunden in einen relationalen Raum, der durch die ‚Hände‘ und den ‚Rücken‘ gekennzeichnet ist (Figure/Ground-Beziehung). In der grammatikalisierten Lesart aber (etwa in: *si santin zu rucke widdir heim ir pfert*, Nicolaus von Jeroschi, *Deutschordenschronik* 139) besteht diese Beziehung (Figure/Ground) nicht zwischen ‚Pferd‘ und ‚Rücken‘, sondern zwischen ‚Pferd‘ und ‚heim‘, wohingegen *zu rucke* diese Beziehung jetzt modalisiert. Das heißt also, dass die Quellkonstruktion einen anderen Konstruktions- und Konzeptualisierungsrahmen aufweist als die Zielkonstruktion.⁵⁵ Die Frage ist nun, ob in der aktuellen Kognition eines Sprechers des Deutschen auch das Muster der Quellkonstruktion aktiviert wird, was für einen einheitlichen, über die Zeit nicht veränderten Verarbeitungstyp sprechen würde. Dies scheint nicht der Fall zu sein: Gewöhnlich wird ein Sprecher des Deutschen bei dem Wort *zurück* kaum (noch) den Konzeptualisierungsbereich von ‚Rücken‘ aktivieren. Wenn also ein Kind das Wort *zurück* lernt, aktiviert es (vermutlich) ein *anderes* kognitives Muster als es Sprecher des Mittelhochdeutschen getan hatten.

Demzufolge muss vermutet werden, dass zumindest ein Teil des sprachlichen Wissens eines Sprechers quasi *anachronistisch* erworben wird: In ihm sind kognitive Muster konserviert, die *historisch* als Motivationen aktiv waren, die aber aktuell keine Rolle mehr spielen. Über den phylogenetisch nur sehr kurzen überschaubaren Raum der sprachlichen Empirie⁵⁶ lassen sich allerdings solche Anachronismen meist nur als Differenzen im Ausdruck (und - vielleicht - in der Konzeptualisierung) beschrieben, nicht aber als wirkliche Differenzen innerhalb der kognitiven Disposition für Sprache. Dies kann und wird vermutlich über den Zeitraum vom Sprachursprung hin bis zu den belegten (und rekonstruierbaren) Daten anders gewesen sein.⁵⁷ Allerdings haben wir - soweit erkennbar - in den linguistischen Daten keinen Hinweis auf einen grundsätzlich anderen Dispositionstyp.

Die Festlegung auf eine *vorsprachliche* Disposition als primäres Reduktionsziel kommt scheinbar Vermutungen des Chomsky-Paradigmas nahe. Allerdings muss die Hervorhebung des *vor-* beachtet werden: Das Chomsky-Paradigma (in welcher konkreten Gestalt auch immer) geht faktisch von einer *sprachlichen Disposition* aus, sei es in Form einer *Universal Grammar* oder eines *language instinct*⁵⁸ (oder gar basierend auf einem *language gene*⁵⁹). Na-

Auflage, Berlin 1967, p. 892 hat die Grammatikalisierung im 12. Jahrhundert eingesetzt, „ist aber erst im 17. Jh. durchgesetzt.“

⁵⁵ *Quelle* und *Ziel* hier als Lehnübersetzungen der Termini *source* und *target* der Kognitiven Semantik (siehe George Lakoff, *Women, Fire, and Dangerous Things*, Chicago 1987).

⁵⁶ Trotz aller Proto-World-Phantasien (vgl. Anm. 49) kann bislang eine realistische und methodisch abgesicherte Rekonstruktion sprachlicher Systeme eine Zeittiefe von maximal 10 000 Jahren erreichen.

⁵⁷ Minimal 150 000 Jahre, wenn man Sprachursprung und *homo sapiens* mit einander verbindet. Ob andere Hominide ebenfalls über Sprache in dem Sinne wie hier diskutiert verfügt haben, spielt im gegebenen Zusammenhang keine Rolle. Nimmt man allerdings die physiologischen Voraussetzungen für Sprache zur Grundlage (etwa Schließfähigkeit des Nasenraums, Senkung des Kehlkopfs), muss ein weitaus längerer Zeitraum angesetzt werden.

⁵⁸ Vgl. besonders Steven Pinker, *The Language Instinct: How the Mind Creates Language*, New York 1994.

⁵⁹ Vgl. hier beispielsweise die zahlreichen Mythen, die sich um die Mutation des FOXP2-Gens als eine ‚Ursache‘ für den Sprachursprung ranken (siehe etwa Wolfgang Enard et al., *Molecular evolution of FOXP2, a gene involved in speech and language*, *Nature* (2002) 418, 869–872; de facto handelt es sich nur um die Ausprägung einer spezifischen motorischen Fähigkeit im oro-facialen Bereich, die Sprache nicht bedingt, sondern in der Form wie sie ist ermöglicht).

türlich meint *Universal Grammar* keine artikulierte Sprache, sondern die (grob gesagt) kognitiven Strukturbedingungen für sprachliche Äußerungen, doch werden diese grundsätzlich als *einschlägig* beschrieben: Sie können nichts anderes hervorrufen als Sprache (ob nur artikulierte oder auch im Sinne einer Zeichensprache hängt vom jeweiligen wissenschaftlichen Paradigma ab). Zum anderen unterscheidet sich der Chomsky-Ansatz von den hier angesprochenen Reduktionsperspektiven dadurch, dass das Chomsky-Paradigma aufgrund der Annahme, dass Sprache aus einem kognitiven Modul abzuleiten ist, keine weitergehende, sprachbezogene Reduktion erlaubt. Erklärt man die dann sprachbezogene Disposition als Resultat einer (sicherlich komplexen) genetischen Mutation, endet jede Reduktion von Sprache im Zufall.

Ein reduktives Verfahren, das auf einer *vorsprachlichen* Disposition für Sprache (und anderes) beruht, steht vor der Aufgabe, diese Dispositionen insofern zu beschreiben, als sie sich in Sprache widerspiegeln. Zugleich muss ein globaler Bezugsrahmen definiert werden, in den diese Dispositionen zu stellen sind. Insofern sind zwei Zugangsarten zu unterscheiden: Einerseits die linguistischen Daten (beziehungsweise, hieraus abgeleitet, sprachliche oder sprachbezogene Universalien), andererseits die Interpretation kognitiven Geschehens innerhalb eines - sagen wir - erkenntnistheoretischen Paradigmas. Idealerweise sollten beide Aspekte miteinander kongruieren, das heißt, die genannten Universalien bieten sich für eine bestimmte erkenntnistheoretische Perspektive an.

Die scheinbare Vielfalt linguistischer Daten hat in der kognitiven Linguistik durch eine gewandelte Betrachtungsart für reduktionistische Verfahren an Relevanz verloren. Ausgehend davon, dass Polysemien ein dominierendes Moment der Semantizität von Sprache sind, wird - zunächst auf der empirischen Ebene - versucht, Varianz über Metaphorisierungen, Metonymien, Meronymien usw. zu erklären. In diachroner Hinsicht tritt der Aspekt der Grammatikalisierung hinzu, das heißt, die Konventionalisierung eines durch Metaphorisierung etc. aus lexikalischem Material gewonnenen grammatischen Ausdrucks. Homonymien sind folglich eher die Ausnahme denn die Regel. Zugrunde liegen natürlich entsprechende Vorannahmen, wie sie sich beispielsweise schon in der bekannten Formulierung von Friedrich Nietzsche finden:

Wir glauben Etwas von den Dingen selbst zu wissen, wenn wir von Bäumen, Farben, Schnee und Blumen reden, und besitzen doch Nichts als Metaphern der Dinge, die den ursprünglichen Wesenheiten ganz und gar nicht entsprechen.⁶⁰

Die Reduktion sprachlicher Varianz auf einen begrenzten ‚Satz‘ basaler Ausdrucksformen ist natürlich am besten dokumentiert in der Erstellung von phonologischen Systemen. Hier werden die beobachteten Lautungen in einer Sprache (d.h. der Sprecher in einer Sprachgemeinschaft) auf ein funktionales System reduziert, das sich auch quantitativ bedeutsam von der Zahl der beobachteten Lautungen unterscheidet. In Bezug auf lexikalische und grammatische Ausdrucksformen oder Artikulationen ist die quantitative Reduktion auf der Formebene nicht sogleich evident: Eher hat man den Eindruck, als vergrößere sich das Korpus besonders des Lexikons in dem Maße, wie es über die verschiedensten Quellen kumuliert wird. Diese vermeintliche ‚Offenheit‘ des lexikalischen Systems beruht aber nicht auf Eigenschaften der

⁶⁰ Friedrich Nietzsche, *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne* (1872/3), 1(v). Vgl. auch Immanuel Kant: „Unsere Sprache ist voll von dergleichen indirekten Darstellungen nach eine Analogie, wodurch der Ausdruck nicht das eigentliche Schema für den Begriff, sondern bloß ein Symbol für die Reflexion enthält.“ (Kant, *Kritik der Urteilskraft* § 59: Von der Schönheit als Symbol der Sittlichkeit). Etwas zögerlicher sind George Lakoff und Mark Johnson: „We have found that [a conceptual] system is fundamentally metaphorical in character. That is, it contains metaphorical as well as nonmetaphorical concepts, and the metaphorical structure is extremely rich and complex [...]“ (George Lakoff und Mark Johnson, *Metaphors we live by*. Chicago 1980, hier p. 193).

Sprache *an sich*, sondern auf der ‚kognitiven Not‘ Erfahrungsvarianten spezifisch(er) zu symbolisieren. Insofern handelt es sich um nicht eine Expansion auf der linguistischen, sondern auf der konzeptuellen Ebene.⁶¹ Diese Expansion aber ist wiederum nichts anderes als eine Gewinnung von *Neuem* über das *Alte*, ganz im Sinne des bekannten Menon-Paradoxons (Sokrates im Dialog mit Menon; Platon):

Sokrates: Ich verstehe, was du sagen willst, Menon!
 Siehst du, was für einen streitsüchtigen Satz du uns herbringst?
 Daß nämlich ein Mensch unmöglich suchen kann, weder was er weiß, noch was er nicht weiß.
 Nämlich weder was er weiß, kann er suchen, denn er weiß es ja, und es bedarf dafür keines Suchens weiter;
 noch was er nicht weiß, denn er weiß ja dann auch nicht, was er suchen soll.
 (80e; Übersetzung von Friedrich Schleiermacher (1804-1811))⁶²

Dieses Paradoxon (das in Wirklichkeit gar keines ist) ist von entscheidender Bedeutung für Prozesse innerhalb der Kognition und deutet die zweite relevante Reduktionsperspektive an: Ebenso wie Wissenskonzepte oftmals von Konzepten des Sehens abgeleitet sind und sich so sprachlich als etymologische Einheit zeigen (vgl. Deutsch *wissen* zu Lateinisch *vidēre* usw. ‚sehen‘), soll für die gesamte Kognition unter Zugrundelegung der oben (in Abschnitt Vier) genannten Definition vermutet werden, dass sie zumindest mittelbar auf Wahrnehmung und Erfahrung reduziert werden kann. Dieser *Modus der Welterfahrung* kann als grundlegend für nahezu alle holistisch ausgerichteten kognitivistischen Versuche zu Sprache betrachtet werden. Allerdings ist das Diktum von John Locke, demzufolge *nihil est in intellectu quod non prius fuerit in sensu*⁶³, zumindest in synchroner Hinsicht im Sinne von Leibniz erweitert werden „*Nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu, excipe: nisi intellectus ipse.*“⁶⁴ Damit soll nicht der Kognition selbst als abstrakte Struktur das Primat gegeben werden, sondern der Tatsache Rechnung getragen werden, dass die Disposition zur Kognition genetisch angelegt ist (ansonsten würde jede Wahrnehmung ‚ins Leere laufen‘, mithin nicht sein).

Innerhalb der kognitiven Linguistik zeichnet sich verstärkt die Tendenz ab, linguistische

⁶¹ Die Sprache selbst erzwingt keine lexikalische Vielfalt. In entsprechenden Situierungen reichen vermutlich ‚eine Handvoll‘ lexikalischer Einheiten aus, um alle relevanten mentalen Prozesse artikuliert auszudrücken. Erinnert sei hier an die Vorstellungen des *Basic English* (850 Lexeme), das von Charles Kay Ogden (1889–1957) konzipiert wurde (Charles Kay Ogden, *Basic English: A General Introduction with Rules and Grammar*, London 1930).

⁶² ΣΩ. μανθανω οτιον βουλει λεγειν, ω Μενων. οραις τουτον ως εριστικον λογον καταγεις, ως ουκ αρα εστιν ζητειν ανθρωπωι ουτε ο οιδε ουτε ο μη οιδε; ουτε γαρ αν ο γε οιδεν ζητοι – οιδεν γαρ, και ουδεν δει τωι γε τοιουτωι ζητησεως – ουτε ο μη οιδεν – ουδε γαρ οιδεν οτι ζητησει. (Text nach Ioannes Burnet, *Platonis Opera*, Oxford 1903).

⁶³ Das Lockesche Diktum (*An essay concerning human understanding* 2,1,2) findet sich bekanntlich schon bei Thomas von Aquin (*De veritate*, q. 2 a. 3 arg. 19) in seiner Auseinandersetzung mit Aristoteles’ Text *De anima*.

⁶⁴ *Nouveaux Essais sur l’entendement humain* (1764), Buch II, Kap. I, § 6. Zu beachten ist natürlich, dass auch bei Locke die Wahrnehmung nicht ins Leere geschrieben wird, sondern wie folgt: „*Let us then suppose the mind to be, as we say, white paper, void of all characters, without any ideas:- How comes it to be furnished?*“ (Locke 2, 1, 2). Die Existenz des weißen Papier (der *tabula rasa*) ist die Voraussetzung für seine ‚Ausstattung‘. Das Besondere ist, dass im Gegensatz zu heutigen kognitivistischen Annahmen bei Locke nichts darüber gesagt wird, ob das ‚weiße Papier‘ zur ‚Aufnahme der Wahrnehmung‘ in irgendeiner Form vorstrukturiert ist.

Phänomene (als theoretische Objekte oder als Phänomene an sich) in Beziehung zu setzen zu Prozessen der Wahrnehmung. Dieses Moment kann durch eine einfache transitive Ableitung gestützt werden: Wenn Kognition *in* Interaktion lebt (d.h. *ist*) und Interaktion die Konstruktion von interindividuellen Reaktionsmechanismen auf Wahrnehmungsprozesse darstellt, dann beruht Kognition auf der Verarbeitung von Wahrnehmung. Wenn nun Sprache im holistischen Sinne ‚Teil‘ der Kognition ist, dann beruht Sprache letztendlich auf Wahrnehmung. Das entsprechende Paradigma wird landläufig *Experientialism* genannt.⁶⁵ Allerdings vermeidet der ‚klassische‘ *Experientialism* eine globale Zuordnung von Sprache zur Domäne der Wahrnehmung, indem sich z.B. George Lakoff auf die Relevanz der physischen Erfahrung auf die Bildung von Begriffen konzentriert. In Kombination mit konstruktivistischen Vermutungen kann der Lakoffsche Ansatz jedoch weitergeführt werden: Hierfür sei der Terminus *Radical Experientialism* (kurz: RadEx) eingebracht.⁶⁶ In diesem Sinne soll vermutet werden, dass sprachliche Strukturen (in welcher Gestalt auch immer) mittelbar oder unmittelbar durch diejenigen kognitiven Mechanismen bedingt sind, die zugleich den perzeptiven Apparat steuern und dessen ‚Inhalte‘ verarbeiten. Das letztendliche Reduktionsziel liegt dann in der Wahrnehmung, wobei diese natürlich nicht ohne die ‚während‘ der Wahrnehmung aktivierten Erfahrungsmuster zu verstehen ist.⁶⁷ Im Sinne *schwacher Emergenzen* resultierten sprachliche Äußerungen aus der strukturellen Kopplung einer Reihe von kognitiven Verarbeitungsmodi⁶⁸. Hierunter sind vor allem folgende Modi zu verstehen: *Wahrnehmung* als direkte Schnittstelle eines physiologischen Inputs und mentaler Weiterverarbeitung, *Paradigmatisierung* und *Mustererkennung* als Typisierung der Wahrnehmung, *Erfahrung* als durch Wahrnehmungen etablierte Gedächtnisinhalte, *Konzeptualisierung* als mentale ‚Reifikation‘ von Erfahrungsinhalten und *Symbolisierung* als Kopplung konzeptueller mentaler ‚Räume‘ (*mental spaces*⁶⁹) mit einem spezifischen Motorisierungstyp (hier: Motorisierung innerhalb des pulmo-nasalen bzw. -oralen Trakts zur Atmungshemmung mit dem Ergebnis der *Lautung*). Diese Modi sind wiederum durch eine Reihe spezifischer Verfahrensweisen gekennzeichnet, die strukturgebend auf den sprachlichen Ausdruck einwirken können. Umgekehrt gesagt: Die genannten Modi und ihre interne Strukturierung stellen die Etappen einer Reduktion sprachlicher Äußerungen dar. Zwar bietet es sich dabei an, sich quasi ‚rückwärts‘ vorzuarbeiten, von der Symbolisierung über die Konzeptualisierung und Erfahrung hin zur Wahrnehmung, doch vernachlässigt dieser Weg die Tatsache, dass sprachliche Strukturen keine homogene Reduktionsebene indizieren: Syntaktische Strukturen können beispielsweise in Teilen unmittelbar auf Prozeduren der Wahrnehmung zurückgeführt werden (siehe unten), während lexikalische Einheiten eher dem Modus der Konzeptualisierung zuzuordnen sind. Synästhetische (lautsymbolische) Verfahren sind unmittelbarer Ausdruck der Kopplung von Symbolisierungs- und Motorisierungstypen.

⁶⁵ Die eingedeutschte Variante *Experientialismus* ist weniger gebräuchlich. Im linguistischen Sinne wird gerne George Lakoff als früher Hauptvertreter genannt, auch wenn nahezu zeitgleich etwa Ruth Cohn (1912–) den Begriff in die Psychotherapie einführte (vgl. Ruth C. Cohn und Alfred Farau, *Gelebte Geschichte der Psychotherapie*, Stuttgart, 1984, 2. Aufl. 1993, hier p. 278).

⁶⁶ Vgl. Wolfgang Schulze, *Towards a new model of metaphorization*, in: Barcelona, K.U. Panther, Günter Radten. L. L. Thorburg (eds.), *Metonymy and Metaphor in Grammar*. Amsterdam & Philadelphia (in Druck).

⁶⁷ *Erfahrung* ist im Sinne von RadEx die Speicherung (und Verarbeitung) von als analog konstruierten Wahrnehmungen unter Aktivierung der entsprechenden kognitiven Reaktionsschemata.

⁶⁸ Zu beachten ist, dass ‚strukturelle Kopplung‘ hier nicht voraussetzt, dass die zugrunde liegenden ‚Systeme‘ autonomen bzw. autopoietisch sind (autopoietisch im Sinne von Niklas Luhmann (1927–1998), „dass alle Spezifikation von Strukturen [...] vom System selbst vorgenommen werden muss, also nicht ab extra importiert werden kann“ (Niklas Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1997, hier p. 86). Vielmehr geht es um die Kopplung von kognitiven Prozesstypen.

⁶⁹ Zuerst Gilles Fauconnier, *Mental Spaces*, Cambridge, Mass. 1985.

Die angeführten Modi sind natürlich nur Klassennamen für jeweils einschlägige Prozesse. *Wahrnehmung* erfolgt unter anderem über Schematisierungen⁷⁰, Gestalt- und Mustererkennung, Linearisierungen und Typik des sensorischen Inputs und ist zugleich determiniert vom Aufmerksamkeitsgrad (*attention flow*) der Kognition gegenüber einem Eingangsreiz. Erfahrung wiederum ist durch eine ständige Interaktion von Gedächtnisanteilen und Aktualisierung gekennzeichnet, wobei der Aktivierungsgrad beziehungsweise Aktivierungstyp von Gedächtnisanteilen während einer Aktualisierung (*memory matching*) entscheidend ist für die Modalisierung einer sprachlichen Äußerung.⁷¹ Im Modus der Konzeptualisierung kommt eine Vielzahl von Prozeduren zum Tragen, die allesamt zur Etablierung konzeptueller Netze führen: Kategorisierungen des Typs disjunkt, prototypisch, familienähnlich oder radial⁷², Verfahren der Verkörperung (*embodiment*⁷³) und die diversen Strategien der Metaphorisierung. Symbolisierungsroutinen schließlich ermöglichen die *Äußerung*, das heißt, das ‚in die Welt setzen‘ von aus den genannten Modi resultierenden Prozessergebnissen, wobei der Symbolisierungstyp rekursiv auf diese Modi einwirkt. In einer Äußerung können die angeführten Prozesse mehr oder minder kondensiert erscheinen. Hier spielt die sprachliche Partikularisierung und damit die Konventionalisierung bestimmter Ausdrucksformen eine zentrale Rolle. Sprachen unterscheiden sich demnach im Wesentlichen dahingehend, *inwieweit* und *in welcher* Form die einzelnen Modi einer schlussendlichen Symbolisierung unterworfen werden. Dies soll aber nicht bedeuten, dass in einzelnen Sprachsystemen bestimmte Modi *nicht* verarbeitungsrelevant wären. Aus universalistischer Sicht heraus muss vermutet werden, dass in jeder Sprache *alle* Modi aktiv sind. Entscheidend ist einzig, inwieweit sie sprachlich explizit gemacht werden. Hier wirken tradierte Sprachsysteme rekursiv auf die Ausdrucksmöglichkeit der Modi ein. Beispielsweise kann das primäre Schema der Linearisierung von visuellen Erfahrungen, das sich in einer *Wortfolge* äußert, sekundär durch Inkorporationsverfahren wieder kondensiert werden. Aspekte des *memory matching*, die mitverantwortlich sind für die Ausprägung von *Zeit* können sekundär reduziert werden (etwa die Harmonisierung von Gegenwart und Vergangenheit in den Verbsystemen mancher australischer Sprachen des Pama-Nyunga-Typs), oder an sich komplexe Ereignisvorstellungen können in einen einheitlichen Begriff überführt werden (etwa mittels Referentialisierung verbaler Ausdrücke⁷⁴). Derartige Prozesse zunächst zu isolieren ist folglich Voraussetzung dafür, sprachliche Strukturen auf kognitive Prozesse reduzierbar zu machen. Gleichzeitig besteht eine wesentliche Aufgabe darin, die einzelnen Partikularisierungswege zu beschreiben und ihnen Motivationen zuzuweisen, die *letztendlich* wieder kognitiv begründet sein müssen.

Methodisch müssen die einzelnen Reduktionsebenen also von den Daten her erschlossen

⁷⁰ Gewöhnlich werden Schemata relativ konkret formuliert (etwa Tim Rohrer, *Image Schemata in the Brain*, in: Beate Hampe und Joe Grady (eds.), *From Perception to Meaning: Image Schemas in Cognitive Linguistics*, Berlin 2005, pp. 165–196). Hier sind auch sehr generelle Schemata gemeint wie *Figure-Ground* und *Gestaltgesetze* (vgl. Abschnitt 5).

⁷¹ Vgl. Wolfgang Schulze, *Communication or Memory Mismatch? Towards a Cognitive Typology of Questions*, in: Günter Radden et al. (eds.), *Aspects of Meaning Construction*. Amsterdam / Philadelphia 2007, pp. 247–264.

⁷² Als über eine soziale oder mythologische Praxis durchgeführte, kategorielle Zuordnung, vgl. George Lakoff, *Women, fire, and dangerous things* (Anm. 55).

⁷³ Die Konzeptualisierung körperferner Erfahrungen mittels körpernaher bzw. körperlicher Begriffe, vgl. neben vielen anderen Tim Rohrer, *The Body in Space: Embodiment, Experientialism and Linguistic Conceptualization*, in: Jordan Zlatev, Tom Ziemke, Roz Frank, René Dirven (eds.), *Body, Language and Mind*, vol. 2. Berlin 2007 (im Druck).

⁷⁴ Diese Fähigkeit ist sicherlich nicht an Sprache gebunden und schon ansatzweise vorhuman ausgeprägt, vgl. Norbert Bischof, *Einführung in die Psychologie*, Kapitel 9 (Vorabversion).

werden (nachdem diese in theoretische Objekte überführt sind). Diesen Weg der linguistischen Praxis nachzuzeichnen würde die Dimension meines Beitrags bei weitem übersteigen.⁷⁵ Daher sei dieser Weg im letzten Abschnitt der vorliegenden Reflexionen ins Deduktive gewendet (und dies auch nur exemplarisch). *De facto* handelt es sich um die Beschreibung schwacher Emergenzen, die ‚zurückgerechnet‘ den jeweiligen Reduktionsweg beziehungsweise die entsprechenden Horizonte anzeigen.

6. Ein kleines Szenario der Reduktion

Eine der gängigsten Reduktionen von Sprache auf der Formebene verläuft wie eingangs gesehen entlang der Reduktionskette *Satz > Wort > Silbe > Laut > Artikulation*. Dies ermöglicht die Vermutung, dass ein Satz aus eine Kette von Artikulationen besteht. Allerdings hat diese Art der sicherlich sehr einfachen Reduktion zur Folge, dass ein qualitatives Merkmal von *Sätzen*, nämlich *Syntax* (beziehungsweise *syntaktische Organisation*) bis in die generellste Ebene hinein (Artikulation) erhalten bleibt. Landläufig gesagt: Ein Satz zeichnet sich durch eine bestimmte Folge von Wörtern aus, Wörter zeichnen sich durch eine bestimmte Folge von Silben aus, Silben zeichnen sich durch eine bestimmte Folge von Lauten aus, Laute sich durch eine bestimmte Folge von Artikulationsverfahren und so weiter. Über dieses kompositionelle Verfahren (*building blocks*) erfolgt also nur eine partielle Reduktion: Das syntaktische Verfahren selbst wird nicht angetastet. Alternativ kann dieses Verfahren für sich genommen als Reduktionsziel beschrieben werden: Hiernach wäre alles in einer Äußerung zumindest syntaktisch. Allerdings ist *Syntax* ein vornehmlich sprachwissenschaftlicher Begriff, mit der Folge, dass die Reduktion immanent bleibt (vgl. Abschnitt 1). Bemerkenswert für diese Art der Reduktion ist noch, dass formale Aspekte (letztendlich der Artikulation) auf eine strukturelle Substanz abgebildet werden.⁷⁶ Daraus ergibt sich die Hypothese: Keine formale Substanz ohne strukturelle Substanz. Die Beziehung zwischen diesen beiden Größen ist aber (zumindest aus linguistischer Sicht) nicht äquivalent: ‚Reine‘ Strukturen können durchaus *ohne* Bindung an eine konkrete Substanz beschrieben werden, etwa die Funktionalität des sogenannten *Attention Information Flow* (AIF), der sich unter anderem durch die konstante Abfolge von stärker und schwächer markierten Einheiten auszeichnet.⁷⁷ Sie setzen lediglich das Vorhandensein von formaler Substanz an sich voraus.

Somit ergibt sich schon aus formaler Sicht *Syntax* als primäres Reduktionsziel. Analog kann auf kategorieller beziehungsweise funktionaler Ebene argumentiert werden. Ausgangspunkt ist die Frage, *was* eine Äußerung semantisch ‚meint‘. In trivialer Lesart könnte man for-

⁷⁵ Eine entsprechende Darstellung ist angestrebt in Wolfgang Schulze, *Aspects of Cognitive Typology* (in Vorbereitung).

⁷⁶ Formale Substanz beinhaltet die unmittelbare Kopplung von Artikulation und Konzeptualisierung, wohingegenstrukturelleSubstanzStrukturbeziehungenzwischenEntitätenmiteinerKonzeptualisierung verknüpft. Im Sinne konstruktionseller Grammatiken (vgl. Anm. 26) sind Strukturen also ebenso symbolisch wie substantielle Zeichen. Die typologische Alltagserfahrung, den zufolge in einer Sprache X das, was in einer Sprache Y morphologisch aufscheint, syntaktisch geregelt wird (e.g. Kasus), spiegelt diese Vermutung. Systematisch muss zwischen ‚reinen‘ Strukturen (ohne Bindung an Lexik, *radical constructions*) und lexikalisch bzw. morphologisch verankerten Strukturen (*lexical constructions*) unterschieden werden.

⁷⁷ Zu den Details vgl. Wolfgang Schulze, *Pragmasyntax: Towards a cognitive typology of the Attention Information Flow in Udi narratives*, in: Augusto Soares da Silva et al. (eds.), *Linguagem, Cultura e Cognição: Estudos de Linguística Cognitiva*. Coimbra 2004, pp. 545–574.

mulieren: Eine Äußerung besteht aus einer bestimmten Abfolge von lexikalisch ausgedrückten Vorstellungseinheiten, die selbst wieder kompositionell zu verstehen sind.⁷⁸ Dem *Radical Experientialism* zufolge haben solche Reduktionen jedoch vor allem heuristischen Wert.⁷⁹ Äußerungen sind in diesem Sinne als Gestalten zu verstehen, die als Ganzes unmittelbar mit Konzeptualisierungen verbunden sind. Da diese letztendlich (massiv verzerrte) Abbildungen von als *Ereignisse* konstruierten Umweltreizen sind, kann man den konzeptuellen Hintergrund einer Äußerung lapidar als Ereignisvorstellung bezeichnen. Segmente sprachlicher Äußerungen (mithin ihre *Grammatik*) sind folglich einerseits Abbildungen von Strukturen *innerhalb* dieser Ereignisvorstellungen, andererseits Reflexe des Abbildungsprozesses selbst, der die Struktur der Ereignisvorstellungen *prägt*.

Eine sprachliche Äußerung im Sinne des *Radical Experientialism* definiert sich also als schematisiertes kognitives Ereignis, das heißt, als kognitionsbasierte, sprachlich orientierte Reaktion auf einen Eingangsreiz, der in Zusammenfassung seiner unterschiedlichen Instanzierungen (etwa visuell, akustisch, gedächtnisbasiert) als *Umweltreiz* (UR) bezeichnet werden soll. Die Reaktion auf einen UR erfolgt auf der Basis einer Komplexitätsvermutung, die einen Prozess der *Diairese* auslöst. Der Terminus *Diairese* ist abgeleitet von griechisch *διαίρεσις* (hier im Sinne von ‚Trennung, Unterscheidung‘ usw.) und bezeichnet die Segmentierung von Gestalterfahrungen, die mit einem UR aktiviert werden. In anderen Worten: Ein Umweltreiz wird über den Prozess der *Diairese* nach Maßgaben des sprachlichen (und, sekundär, kommunikativen) Wissens im Einklang mit anderen kognitiven Wissensbasen und Mechanismen der Perzeption linguistisch *harmonisiert*. Gleichzeitig bedeutet der Abbildungsprozess, dass die durch *Diairese* ‚gewonnene‘, kognitive Gestalt eines UR in einer Repräsentation (wir sagen:) *ūr* synthetisiert und abgebildet wird, wobei der Grad an Unschärfe in Relation zur Tatsächlichkeit von UR zunimmt, *ūr* aber immer stärker an Eigengestalt gewinnt. Dieser komplexe Prozess bedingt, dass ein Umweltreiz sprachlich niemals in seiner *tatsächlichen* Komplexität abgebildet wird, und vermutlich auch nicht abgebildet werden kann beziehungsweise (ontologisch gesehen) werden soll. Eine sprachliche Aussage reflektiert also den (im Falle eines fehlenden externen Eingangsreizes gedächtnisbasierten) Umweltreiz nur in seiner *sprachlichen* Gestaltung. Dieser bildet lediglich Teilaspekte der *tatsächlichen* dynamischen Struktur des Reizes ab, produziert aber durch die spezifische sprachliche Architektur eine *eigene* Informationsgestalt, die im Reiz entweder anders, schwach oder gar nicht gegeben ist.

Diese Grundvermutungen verbieten es also, aus sprachlichen Äußerungen *direkt* auf die tatsächliche Struktur eines UR zu schließen, ebenso wenig kann gesagt werden, dass eine sprachliche Äußerung die Konzeptualisierung einer bestimmten UR-Struktur symbolisiert. Sieht man in dem extern situierten Umweltreiz das primäre *Motiv* für die letztendliche Struktur seines sprachlichen Reflexes, muss man von einem Reduktionsprozess ausgehen, der eine unendliche Menge individueller Umweltreize über den Prozess der *Diairese* auf eine endliche Menge von kognitiven Strukturhypothesen *über* diese Umweltreize abbildet. Dieser Reduktionsprozess wird weiter verstärkt durch die Tatsache, dass die Strukturhypothesen gekoppelt

⁷⁸ Beispielsweise im Sinne von ‚semantischen Primitiven‘ oder ‚atomaren Prädikaten‘, wie sie - ausgehend von der Tradition der *Generative Semantics* (George Lakoff, *On generative semantics*, in: Danny D. Steinberg & Leon A. Jakobovits (eds.), *Semantics: An interdisciplinary reader in philosophy, linguistics and psychology*. Cambridge: Cambridge 1971, pp. 232–296) - im Projekt einer *Natural Semantics Metalanguage* angesetzt werden (vgl. neben vielen anderen Anna Wierzbicka, *Semantics: Primes and Universals*. Oxford 1996).

⁷⁹ In diesem Sinne kann die Dialog-Sequenz in Menon 78f. wie folgt paraphrasiert werden: „Die Teile erhalten ihre Bedeutung im Ganzen, aber die Interpretation der Teile lässt uns das Ganze erscheinen.“

sind mit der Paradigmatik des jeweiligen sprachlichen Wissens, d.h. kommunikativ orientierte Strukturhypothesen organisieren sich zumindest in großen Teilen analog zur Architektur derjenigen kognitiven Routinen, die zur Versprachlichung der Umweltreizabbildung dienen.

Diese *praktische* Reduktion operiert nach Maßgaben einiger basaler Schemata, die unmittelbar mit der Wahrnehmung gekoppelt sind. Das am stärksten wirksame Schema ist das der *Figure-Ground-Diskriminierung* (F/G).⁸⁰ Ausgehend von der Vermutung, dass Sprache in engem Zusammenhang mit dem visuellen Apparat steht (vgl. Abschnitt 5), kann vermutet werden, dass die Dualität von F/G einen unmittelbaren Niederschlag findet in der Gestaltung von Wahrnehmung. Hierbei sei betont, dass F/G keinen streng lokalistischen Hypothesen zugeordnet werden soll: Vielmehr geht es um die Abgrenzung einer fokalen Struktur von ihrer Umgebung. Zugrunde liegen die basalen Verfahren der *visuellen Schematisierung*, etwa binokulare Disparität (führt zu binokularen Konstruktionen (Stereopsis)), Anti-Ikonizität (foveale Distanz signalisiert Nähe, foveale Nähe signalisiert Ferne), stroboskopische Bewegung (Scheinbewegung nachfolgender Zustandsvarianten (führt zum *Motion-Schema*), ‚Motion Parallax‘ (Bewegung naher Objekte wird als *schneller* konstruiert als Bewegungen ferner Objekte), Scheinbewegung (Egomotion wird konstruiert als Altrimotion), autokinetischer Effekt (Konstruktion einer stationären Singularität in einem Raum als sich bewegend), reversives ‚Motion Parallax‘ (Nähe > Motion, weil Ferne > Zustand), Größenkonsistenz (Objektpermanenz trotz Änderungen in retinaler Abbildung (gekoppelt mit Motion Schemata: Objekte werden als gleich/dieselben/unverändert konstruiert, auch wenn unterschiedliche Perspektiven eingenommen werden).

Hierzu treten natürlich Verfahren der *Gestaltung* (Gestalt-basierte Diarese). Neben der Wirkung der Figure-Ground Diskriminierung (Figure wird profiliert, Ground wird entfokussiert, aufgeweicht, schwächer abgebildet) sind unter anderem folgende Faktoren relevant: Nähe: Segmente, die näher zueinander stehen, werden gruppiert; Ähnlichkeit: Ähnliche Segmente werden gruppiert; Geschlossenheit: Objekte (besonders in Figure) werden präferiert als *geschlossen* oder *profiliert* konstruiert (> *Inferenz*); Symmetrie: symmetrische Segmente werden als Einheit interpretiert (> *Figure*). Hinzu kommt, dass ein Segment dann als Gestalt verarbeitet wird, wenn eine ähnliche Gestalterfahrung schon gespeichert ist. Es kann hier nicht der Ort sein, die Wirksamkeit all dieser Faktoren auf die Strukturierung von Sprache nachzuweisen. Für den gegebenen Zweck mag es genügen darauf hinzuweisen, dass diese Faktoren vor allem für die Organisation der syntaktisch-semantischen Konstruktionsrahmen verantwortlich sind.

Die sich über Figure-Ground definierende Dualität der Wahrnehmung kann als basale *kognitive Transitivität* bezeichnet werden. Sie ist gekoppelt mit einem weiteren, Dualität bedingenden Verfahren, das als *Perception Action Cycle* (PAC) beschrieben wird.⁸¹ Demnach wird die Interaktion Kognition(<>Körper)<>Umwelt über energetische Faktoren gesteuert: Der PAC garantiert den Erwerb von Energie, womit wiederum der PAC garantiert wird. An-

⁸⁰ „Any excitation in the nervous system has the character of a figure/ground process. Any performance invariably shows this figure/ground character [...]. Figure and background can be discriminated as readily in speaking, thinking, feeling, etc.“ (Kurt Goldstein, *Human nature in the light of psychopathology*. New York [1940] 1963, hier pp. 12–13). Das Schema selbst ist wiederum emergent und kann auf die funktionale und physiologische Architektur des jeweiligen sensorischen Bereichs reduziert werden.

⁸¹ „[...] directed behaviors of animals comprise continuous cyclic relations between the detection of information and the performatory and exploratory activities that serve, in significant part, to facilitate that detection and which, in turn, are guided and shaped by it“. (Rod Swenson und Michael T. Turvey, *Thermodynamic reasons for perception-action cycle*, in: *Ecological Psychology*, (1991) 3(4), 317–348, hier p. 319).

ders gesagt: Der PAC beschreibt das Einbringen von Energie zum Erwerb von Energie. In einem Metaphorisierungsschritt kann PAC interpretiert werden als *Perception Information Cycle* (PIC): Der PIC beschreibt das Einbringen von Information zum Erwerb von Information. Einige Beispiele: Führt die Kognition die Verarbeitung eines in seinem Informationswert als hoch eingeschätzten Umweltreizes in einem energetisch niedrigen Zustand mit hoher Auflösung durch, dann ist der Prozess ‚aufwendig‘, aber ‚vorsorglich‘. Führt die Kognition die Verarbeitung eines in seinem Informationswert als niedrig eingeschätzten Umweltreizes in einem energetisch niedrigen Zustand mit geringer Auflösung durch, dann ist der Prozess ‚angemessen‘ und ‚kompensierend‘. Führt die Kognition die Verarbeitung eines in seinem Informationswert als niedrig eingeschätzten Umweltreizes in einem energetisch hohen Zustand mit hoher Auflösung durch, dann ist der Prozess ‚ökonomisch‘, aber auch ‚exzessiv‘. Dann gilt: Je geringer der Verbrauch der Eigenenergie ist, desto mehr profitiert die Kognition vom PAC/PIC, oder - anders formuliert - Je mehr die Kognition von einem Umweltreiz weiß, desto geringer ist der Verarbeitungsaufwand. Die Kognition verbindet den PAC/PIC also mit einer Energie-Hypothese, was sich im sogenannten *Force Schema* profiliert: Ein Objekt der Außenwelt wird dahingehend beurteilt (konstruiert), wie viel Energie die Kognition zur Interaktion mit ihm aufbringen beziehungsweise verbrauchen muss. Dabei wird der Agent (zunächst also die Kognition selbst, dann aber auch qua Spiegelung ein externer Agent) ebenso *force* zugeordnet wie das ‚Objekt‘, auf das der Agent ausgerichtet ist. Diese Dichotomie ist mit ursächlich für wesentliche Parameter der Beziehung zwischen linguistischem Agens und linguistischem Patiens (logisches Subjekt und logisches Objekt in traditioneller Terminologie), wobei als Standardwert Subjekt(*force*) -> Objekt(*aforce*) gilt.⁸² Diese Beziehung kann vielfältig variiert werden, vgl. als Beispiel *die Frau schnitt das Seil durch (force > aforce)* vs. *der Frau gelang es, das Seil durchzuschneiden (force > counter-force)*.⁸³

Kognitive Transitivity besagt also, dass jede Diarese zunächst mindestens zweistellig verläuft, wobei die ‚Stellen‘ durch zeitstabile(re) Konzeptualisierungen repräsentiert sind. Diese Referenten (\mathfrak{X}) sind in einer Ereignisvorstellung relational gekoppelt ($\mathfrak{X} \rightarrow \mathfrak{X}$), wobei der Ausdruck für das relationale Segment ein Meronym der gesamten Ereignisvorstellung ist und sich am ehesten als *Verb* profiliert. Hieraus lässt sich vermuten, dass jeder linguistischen Äußerung eine kognitiv transitive Struktur zugrunde liegt, und dass linguistisch intransitive Strukturen nur sekundäre Verfahren der Profilierung oder Gewichtung innerhalb einer $\mathfrak{X} \rightarrow \mathfrak{X}$ -Konstruktion sind.

Referenten und Relatoren stellen also das konzeptuelle Grundgerüst zur sprachbasierten Symbolisierung von Ereignisvorstellungen dar. Allerdings können Referenten nach Ausweis von Daten aus vielen Sprachen weiter reduziert werden, indem - quasi prädikatenlogisch - vermutet wird, dass sie aus der permanenten Qualifikation (φ) einer Deixis (Δ) resultieren. Auch im Deutschen kann derartiges beobachtet werden, vgl. *Lehrer* = einer der (Δ) lehrt (φ), mit *-er* = Δ und *lehr-* = φ . Semantisch wirksam sind dann vor allem die diversen Typen der Deixis (von Lokalem über Instrumentales zu Modalem und ‚Abstrakten‘).⁸⁴

⁸² α steht für ‚nicht relevantes Merkmal‘

⁸³ In den Salish-Sprachen Nordwest-Amerikas beispielsweise sind solche Variationen vollständig grammatikalisiert.

⁸⁴ Dies bedeutet zugleich, dass in Sprachen, in denen Nomina quasi Verben sind (*es bärt* = *der Bär* usw.) keine *anderen* Konzeptualisierungsroutinen vorliegen, sondern nur ein anderer Typ des Explizitmachens der Deixis (von Null über offen bis hin zur Lexikalisierung). Damit kann ein wesentliches Argument der *Linguistischen Relativitätshypothese* in Frage gestellt werden. Hinzu kommt natürlich, dass Sprache ohnehin nicht direkt mit *Denken* gekoppelt ist, sondern allenfalls mit *Nachdenken*, vgl. Abschnitt 3 zur *intraindividuellen Kommunikation*.

Ereignisvorstellungen als *signifié*-Bereich sprachlicher Äußerungen sind folglich auf einfache, kognitiv transitive Strukturen reduzierbar. In ihrer Architektur sind diese allerdings nicht nur durch die beiden basalen Schemata F/G und PAC/PIC bedingt, sondern durch eine Reihe weiterer Verfahren, die mit den Prozessen des Memorierens und Konzeptualisierung verbunden sind. Wie schon angedeutet beinhaltet die Diarese eines Umweltreizes die Aktivierung gedächtnisbasierter Verfahren, in denen eine Ähnlichkeitshypothese aufgrund der Ko-Aktivierung von gespeicherten Analogien zur konstruierenden Reaktion auf einen aktuellen UR erstellt wird. Dieser Prozess der Reduktion liest sich in synchroner Hinsicht wie eine Paraphrase des oben genannten Menon-Paradoxons: Damit wird vermutet, dass die Reaktion auf einen Umweltreiz stets unter Zugriff auf adäquate Strukturereferenzen erfolgt, die in der individuellen Kognition gespeichert sind. Formal gesagt gilt: Die *konstruierende Reaktion* auf einen UR ($>\bar{u}_\alpha$) erfolgt über die (simultane) Aktivierung von Analogien in μ (\bar{u}_μ).⁸⁵ Dabei besteht zwischen den gedächtnisbasierten Repräsentationen \bar{u}_μ und \bar{u}_α eine Ähnlichkeitsbeziehung, die letztendlich auf einer Art *Spiegelung* von \bar{u}_α in \bar{u}_μ basiert. Unter Spiegelung soll hier ein über eine Ähnlichkeitsvermutung definierter Prozess verstanden sein, in dem die Konstruktion eines Eingangsreizes seine kognitive Gestalt durch die *Einbringung* oder *Imitation* eines gespeicherten Analogereignisses erhält. Damit erinnert das Verfahren wie auch seine Formulierung im Sinne des Menon-Paradoxons an Kernaussagen der Fraktalgeometrie, wie sie sich in den bekannten Mandelbrot-Mengen formulieren. \bar{u}_μ projiziert sich in \bar{u}_α , wobei sich \bar{u}_α – um in der Terminologie der Fraktalgeometrie zu bleiben – als *Inflation* von \bar{u}_μ ergibt. Insofern kann das Menon-Paradoxon in seiner kognitiven Wirksamkeit auch wie folgt gelesen werden: Vorausgesetzt, die grobe Struktur eines komplexen Systems ist bekannt: Dann ähnelt die Feinstruktur der Grobstruktur (Paradigma der Selbstähnlichkeit):⁸⁶ Die sprachliche Reaktion auf einen Umweltreiz basiert auf einem Gedächtnisanteil und einem ‚willkürlichen‘ ($>$ aktuellen / situativen) Anteil.

Reduktion kann in diesem Sinne als *Deflation* einer komplexen Erfahrung beschrieben werden, während *Inflation* durch Metaphorisierungsprozesse erreicht wird. Das nachfolgende Beispiel mag diese Prozesse verdeutlichen. Im Deutschen hat *da* (synchron gelesen) drei Lesarten, die traditionell mit *lokal*, *temporal* und *kausal* bezeichnet werden. Die beiden Varianten *temporal* und *kausal* sind – so die Standardinterpretation – durch Metaphorisierungsprozesse aus der lokalen Dimension gewonnen. Wenn wir die kausale Lesart zum Ausgangspunkt nehmen, beinhaltet sie offenbar die temporalen und lokalen Varianten, die über das Verfahren der Deflation erkennbar werden.⁸⁷ Umgekehrt wird die Lesart *kausal* erst über die Inflation der basalen Struktur *lokal* erreicht. Die metaphorische Ebene *kausal* ist insofern selbstähnlich, dass sie über eine Inflation der lokalen Struktur plus etwas ‚Verwandtem‘ gewonnen wird. Es handelt sich offenbar um eine sogenannte *Selbstähnlichkeit* im weiteren Sinne (genauer: um eine Selbstaffinität): Durch die verschiedenen Definitionen kommt es auch zu verschiedenen Formen der Selbstähnlichkeit. Bei der Selbstähnlichkeit im weiteren Sinne ist die Grobstruktur eine etwas verzerrte Kopie der Feinstruktur, wobei die Verzerrung durch einen Zugewinn an Gestalt durch eine Art von *blending* der Ausgangsstruktur mit verwandten Größen bedingt ist. Natürlich ist zu beachten, dass das obige Beispiel eine lexikalisch basierte Inflation darstellt. Insofern sollte es nur als Illustration der hier eigentlich relevanten, fraktalen Beziehung zwischen einer aktuellen Reaktion auf einen Umweltreiz und Gedächtnisanteil dienen. Der

⁸⁵ μ = Gedächtnis, α (hier) = Aktualisierung.

⁸⁶ Vgl. Ernst Mandelbrot, *The Fractal Geometry of Nature*, New York 1982.

⁸⁷ Deflation bedeutet die Wiederherstellung der *invarianten* Komponente einer Metapher, das heißt, zentraler Aspekte der Quelldomäne (vgl. Claudia Brugman, *What is the Invariance Hypothesis? Cognitive Linguistics* (1990) 1: 257–266).

Komplexitätsgrad dieser Beziehung kommt massiven fraktalen Bildungen sehr nahe. Legt man das Gesagte zugrunde, kann die aktuelle Reaktion auf einen Umweltreiz wie folgt paraphrasiert werden: *Gegenwärtiges ist eine Metapher des Vergangenen*.

Der gesamte Prozess ist natürlich in sich weitaus komplexer als hier dargestellt. Hinzu kommt zum Beispiel, dass der Instanziierung einer UR-Reaktion in der Synchronie eine besondere Funktion zukommt: Je massiver die aktuelle Situierung wirkt, desto verzerrter kann die Abbildung von \bar{u}_μ erscheinen, d.h. desto weniger selbstähnlich *erscheint* die Struktur. Wenn die Aktualisierung ‚übermächtig‘ wird, kann es zu einer höchst idiosynkratischen Reaktion auf einen Umweltreiz kommen, der sich durch eine sehr schwache Aktivierung des Gedächtnisbereichs auszeichnet. Dieser Prozess der *Entähnlichung* findet sein sprachliches Analogon vermutlich in dem, was mit Harald Weinrich als *kühne Metapher* (vielleicht besser als *wilde Metapher*) bezeichnet werden kann.⁸⁸

Über die Gewinnung von Metaphorisierungsprozessen hinaus ist die Frage des Zusammenspiels von \bar{u}_μ und \bar{u}_α zum Beispiel auch bedeutsam für die Ausprägung von Modalitäten im weitesten Sinne des Wortes. Zum Beispiel bewirkt ein vollständiger *mismatch* eine Negation, während ein ebensolcher gekoppelt mit einer ‚*matching*-Not‘ eine Interrogation generiert.⁸⁹ Die Richtung $\bar{u}_\alpha > \bar{u}_\mu$ ist eng verbunden mit Ausdrücken der *Vergangenheit*, während der umgekehrte Weg ein *hic et nunc* indiziert.⁹⁰

Die aufgezeigte fraktale Struktur der sprachlichen Kognition erklärt, warum sich in vielen vermeintlich komplexen sprachlichen Äußerungen immer wieder dieselben (oder: ähnliche) Muster finden. Man kann also von linguistischen Fraktalen sprechen, die schematische oder konstruktionelle ‚Muster‘ repräsentieren, welche wiederum durch einen hohen Grad an Selbstähnlichkeit gekennzeichnet sind (stochastische Selbstähnlichkeit). In der Tat weisen sprachliche Strukturen einen hohen Grad hierarchisch geordneter Iterationen von Formen und/oder Funktionen auf. Dabei ist die Anzahl von selbstähnlichen Strukturen begrenzt und durch Verarbeitbarkeitskriterien gesteuert, was die scheinbare Abgeschlossenheit grammatischer Systeme erklärt. Linguistische Fraktale sind dabei entweder *top-down* oder *bottom-up* organisiert: Für *bottom-up* gilt: Ein Segment der Feinstruktur spiegelt sich in der Grobstruktur (Metaphorisierung und Inflation, Invarianz als dasjenige Segment in einer Metaphorisierungskette, das ‚durchgängig‘ erhalten bleibt und somit die Selbstähnlichkeit der Kette *Quelle-Ziel* konstituiert. Für *top-down* gilt: Ein Segment der Grobstruktur ist ähnlich einem Segment der Feinstruktur (‚Pythagoras-Baum‘ der sprachlichen Äußerung, beispielsweise $\mathfrak{X}_1 \rightarrow \mathfrak{X}_2$). Eine *reduzierte* Selbstähnlichkeit (Echo-Ähnlichkeit) schließlich ist gegeben, wenn eine Spiegelung qua ‚Nachhall‘ oder ‚Vorhall‘ erfolgt, zum Beispiel anaphorisch oder kataphorisch mit möglicher Klassifikationswirkung (Kasus, Kongruenz usw.).

⁸⁸ Harald Weinrich, *Semantik der kühnen Metapher* (1963). In: Anselm Haverkamp (Hrsg.), *Theorie der Metapher*, 1963. Nachdruck Darmstadt 1981, pp. 316–339. ‚Idiosynkrasie‘ bedeutet hier einen hochgradig *pragmatischen* Zugang (im Sinne von Wolfgang Schulze, *Person, Klasse, Kongruenz*, München 1998, pp. 94–111). Der auch für kühne Metaphern mögliche Deflationsweg wird von Weinrich (l.c.) wie folgt beschrieben: „[Es] *drängt sich uns die Gewißheit auf, daß unsere Metaphern gar nicht [...] reale oder vorgedachte Gemeinsamkeiten abbilden, sondern daß sie ihre Analogien erst stiften, ihre Korrespondenzen erst schaffen und somit demiurgische Werkzeuge sind.*“ (p. 331).

⁸⁹ Weshalb linguistisch oftmals eine Nähe von Negations- und Interrogationsstrategien beobachtet werden kann.

⁹⁰ Vgl. Wolfgang Schulze (ms.). *Eine Kognitive Typologie der Zeit*, in: Konrad Ehlich et al. (Hrsg.), *Sprache und Zeit* (in Vorbereitung).

7. Coda

Sprache ist einfach. Diese Kurzformel bezieht sich natürlich nicht auf das Ensemble sprachlicher Strukturen in *einer* Sprache, das durchaus höchst komplexe Züge annehmen kann. Grundsätzlich ist aber zu vermuten, dass die sprachliche Architektur in ihrer komplexen Vielfalt auf einer relativ kleinen Zahl von sehr einfachen und damit universell verfügbaren Strukturen und Schemata der sprachlich ausgerichteten Wahrnehmung, letztendlich also der Kognition beruht. Komplexität und damit Varianz erlangen sprachliche Architekturen durch die Interaktion dieser einfachen Strukturen, über das Prinzip der Selbstähnlichkeit und damit das Prinzip der Metaphorisierung. Das Kopieren einfacher Strukturen in andere ebenso einfache Strukturen hinein bewirkt ebenso Komplexität wie die Ausdehnung solcher Strukturen auf bislang noch nicht erschlossene Bereiche der sprachlich orientierten Wahrnehmung. Insofern muss der gesamte, hier letztlich nur in Andeutungen dargestellte Metaphorisierungsprozess als Teil der Selbstorganisation der Kognition beschrieben werden, der chaotische Erfahrungen im Prozess der Selbstähnlichkeit immer wieder in Bezug zu schon vorhandenen Strukturen und Erfahrungen in komplexerer Form ordnet und organisiert.

Die vermutete *Einfalt* der sprachlichen Kognition spiegelt sich allein schon der Tatsache, dass grammatische Systeme mit einem relativ geringen Inventar an formalen und strukturellen ‚Mitteln‘ auskommen. Die in der Typologie beobachtete, durch die Kumulation der Daten einer Vielzahl von Sprachen erreichte ‚Ausdehnung‘ des kategoriellen beziehungsweise funktionalen Raums widerspricht dieser Vermutung nicht. Sie beruht vielmehr auf der Tatsache, dass die Partikularisierung kognitiver Verfahren wie schon erwähnt unter anderem durch weitere systeminterne Prozesse (besonders das kategorielle *blending*⁹¹), durch Varianz in der Profilierung der Diarese und durch Konventionalisierungen spezifischer Ausdrucksmuster erreicht wird. Dennoch wird deutlich, dass auf der basalen, schwach metaphorischen Ebene nur wenige, für den Beobachter scheinbar höchst abstrakte Verfahrensweisen verantwortlich sind für die Optionen zur Partikularisierung. In meinem Beitrag konnte ich – über eine kurze Charakteristik der Bedingungen für Reduktionen in den Sprachwissenschaften hinaus – natürlich nur andeutungsweise die Wirksamkeit und Bedingtheit dieser basalen kognitiven Verfahren ansprechen. Die in den letzten drei Abschnitten aufgezeigte Reduktionsperspektive kann sicherlich nicht die einzige sein, die für *Sprache* in Frage kommt. Sie unterscheidet sich von ad-hoc-Annahmen allerdings dahingehend, dass die einzelnen Reduktionsebenen bis hin zur Ebene der Wahrnehmung in sprachlichen Daten aufgesucht werden kann. Dass dies hier nicht *en detail* aufgezeigt werden konnte, liegt einerseits an der gewählten Textsorte, die weniger induktiv argumentiert (als vielleicht erwünscht), sondern eher essayistisch ausgerichtet ist. Zum anderen würde eine weitergehende, datenbezogene Untermauerung der hier vorgestellten Vermutungen in vielen Fällen zunächst eine Dekonstruktion linguistischer Terminologien, dann aber deren Neufassung verlangen, was bislang nur in Teilen geleistet ist.⁹²

Jeder sprachwissenschaftliche Reduktionismus verlangt eine Hermeneutik der sprachwis-

⁹¹ Ein mentaler Raum, der durch *blending* gebildet wird, wird gewöhnlich charakterisiert als Vorstellungsraum, der durch die Projektion von Eigenschaften anderer mentaler Räume innerhalb eines mehr oder minder spezifischen Netzwerks gebildet wird, und der emergente Strukturen beziehungsweise Eigenschaften aufweist, die in den Ausgangsräumen nicht vorhanden sind. Vgl. ausführlich Gilles Fauconnier und Mark Turner, *The Way We Think: Conceptual Blending and the Mind's Hidden Complexities*. New York 2002.

⁹² Zur Verfahrensweise vgl. Wolfgang Schulze, *Towards a Typology of the Accusative Ergative Continuum*, in: *General Linguistics* (2000) 37: 71–155.

senschaftlichen Theorien ebenso wie der sprachlichen Phänomene selbst.⁹³ Beides ist selten Gegenstand der linguistischen Alltagspraxis. Allzu oft sind die Sprachwissenschaften hauptsächlich dahingehend ausgerichtet, als ‚Objekte‘ beschriebene sprachliche Phänomene oder deren durch einen bestimmten Deskriptivismus oder eine bestimmte schulische Tradition gewonnene Paradigmatik auf eine relativ nahestehende Reduktionsebene zu projizieren, womit dann diese ‚Objekte‘ *erklärt* sind. Die Tatsache, dass dann gerade diese Erklärung kontrovers geraten kann, verdeutlicht, dass diese oft aus einer bestimmten wissenschaftlichen Paradigmatik entlehnten Reduktionsebenen in ihre Tiefe nicht ausreichen. Will man ein Mindestmaß an dauerhafter Aussagekraft für das sprachwissenschaftliche Programm retten, scheinen interdisziplinär erarbeitete Reduktionsebenen unabdingbar. *Interdisziplinarität* verdeutlicht zugleich, dass die Sprachwissenschaft *allein* keine Reduktionen im genannten Sinne leisten kann. Dies liegt eben auch daran, dass Sprache wie gesehen ein im Wesentlichen emergentes Phänomen ist (wobei die Betonung nochmals auf *Phänomen* liegen soll). Somit können sprachliche Daten (wie gesehen als theoretische Objekte) von sich aus nur die Reduktionsrichtung anzeigen. Die Bestimmung des Reduktionsziels, zumal wenn es als sprachtranszendent fixiert wird, reicht über die Sprachwissenschaften im klassischen Sinne hinaus. Es kann gut sein, dass sich diese Wissenschaften neu definieren müssen, hat sich das Reduktionsziel als hinreichend erklärungs-mächtig für die Phänomenologie von Sprache *und* Sprachen erwiesen. Einen solchen (nicht notwendigerweise ‚richtigen‘) Schritt zur Neuorientierung hat die erste kognitive Wende, die gemeinhin mit dem Chomsky-Paradigma verbunden wird, schon vorgeführt. Es kann gut sein, dass ihm weitere und weitaus erklärungs-mächtigere folgen müssen.

Literaturverzeichnis

- Arnauld, Antoine & Lancelot, Claude** (1660): *Grammaire générale et raisonnée, contenant les fondements de l'art de parler, expliqués d'une manière claire et naturelle, les raisons de ce qui est commun à toutes les langues et de leur différences principales et plusieurs remarques nouvelles sur la langue française*. – Paris: Port-Royal.
- Bischof, Norbert** (ms., Vorabversion): *Einführung in die Psychologie*. Kapitel 9.
- Block, Stefan von** (1982): *Schizolinguistik*. – Bonn: Dissertationsdruck Universität Bonn.
- Brugman, Claudia** (1990): What is the Invariance Hypothesis? – In: *Cognitive Linguistics* 1: 257–266.
- Burnet, Ioannes** (1903): *Platonis Opera*. – Oxford: Clarendon.
- Cain, Mark J.** (2001): *Fodor: Language, Mind, and Philosophy*. – Oxford: Blackwell.
- Carpenter, William B.** (1852): *On the Influence of Suggestion in Modifying and directing Muscular Movement independently of Volition*. – Royal Institution of Great Britain 1852, weekly evening meeting, Friday, March 12.
- Carruthers, Peter** (1996): *Language, Thought and Consciousness: An Essay in Philosophical Psychology*. – Cambridge: Cambridge University Press.
- Carus, Carl Gustav** (1849): *Denkschrift zum hundertjährigen Geburtsfeste Goethe's . Ueber ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitsstämme für höhere geistige Entwicklung*. – Leipzig: F. A. Brockhaus.
- Chatton, Walter** (2002): *Reportatio super Sententias: Liber I, distinctiones 10–48*. Ed. by Joseph C. Wey and Girard J. Etzkorn. – Toronto: Pontifical Inst. Mediaeval Studies.

⁹³ Der Begriff *sprachwissenschaftliche Hermeneutik* scheint sich bislang kaum eingebürgert zu haben. Der englische Terminus *linguistic hermeneutics* ist gängig in religionswissenschaftlichen Kontexten und bezieht sich vornehmlich auf die Frage, *wie* die ‚Linguistik‘ zur Texthermeneutik beitragen kann.

- Cohn, Ruth C. und Alfred Farau** (1993²): *Gelebte Geschichte der Psychotherapie*. 1. Aufl. 1984. – Stuttgart: Klett–Cotta.
- Croft, William** (2001): *Radical Construction Grammar. Syntactic theory in typological perspective*. – Oxford: Oxford University Press.
- Diels, Hermann** (1901): *Herakleitos von Ephesos, Griechisch–Deutsch*. – Berlin: Weidmannsche Buchhandlung.
- Dixon, Robert M. W.** (1997): *The Rise and Fall of Languages*. – Cambridge: Cambridge University Press.
- Enard, Wolfgang et al.** (2002): Molecular evolution of FOXP2, a gene involved in speech and language. – *Nature* 418, 869–872.
- Fabre D’Olivet, Antoine** (1815): *La Langue hébraïque restituée et le véritable sens des mots hébreux rétabli et prouvé par leur analyse radicale, ouvrage dans lequel on trouve réunis : (1) une dissertation sur l’origine de la parole ; (2) une grammaire hébraïque ; (3) une série de racines hébraïques ; (4) un discours préliminaire ; (5) une traduction en français des dix premiers chapitres du Sépher, contenant la Cosmogonie de Moÿse*. Paris: Barrois & Eberhart.
- Fauconnier, Gilles** (1985): *Mental Spaces*. – Cambridge, MA: MIT Press.
- and Mark Turner (2002): *The Way We Think: Conceptual Blending and the Mind’s Hidden Complexities*. New York: Basic Books.
- Fodor, Jerry A.** (2001): Language, Thought and Compositionality. – *Mind & Language* 16 (1), 1–15.
- Gobineau, Arthur de** (1967 [1853–55]): *Essai sur l’inégalité des races humaines*. Paris: Éditions Pierre Belfond.
- Goldberg, Adele** (1995): *Constructions. A Construction Grammar approach to argument structure*. – Chicago: Chicago University Press.
- Goldstein, Kurt** (1940): *Human nature in the light of psychopathology*. Cambridge: Harvard University Press.
- Grimm, Jacob** (1880): *Geschichte der deutschen Sprache*, 4. Auflage. – Leipzig: Hirzel.
- und Wilhelm Grimm (1951): *Deutsches Wörterbuch XII*, 2. Internet–Version: <http://germazope.uni-trier.de/Projects/DWB/>.
- Hacker, Winfried** (1973): *Allgemeine Arbeits– und Ingenieurpsychologie. Psychische Struktur und Regulation von Arbeitstätigkeiten*. – Berlin (Ost): VEB Deutscher Verlag.
- Haeckel, Ernst** (1866): *Generelle Morphologie der Organismen. Bd. 2: Allgemeine Entwicklungsgeschichte der Organismen*. – Berlin: Georg Reimer.
- Hildebrandt, Helmut** (1985): *Ideomotorik: Ein neues Paradigma für ein altes Problem?* – Bielefeld: Zentrum für interdisziplinäre Forschung. Perception & Action.
- Kant, Immanuel** (1963[1790]): *Kritik der Urteilskraft*. – Stuttgart: Philipp Reclam jun.
- Kluge Friedrich und Walther Mitzka** (1967²⁰): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. – Berlin: de Gruyter.
- Laindais, Napoléon** (1834⁵): *Grammaire générale des grammaires françaises*. – Paris: Didier.
- Lakoff, George** (1971): On generative semantics. In: Danny D. Steinberg & Leon A. Jakobovits (eds.): *Semantics: An interdisciplinary reader in philosophy, linguistics and psychology*, 232–296. Cambridge: The University Press.
- (1987): *Women, Fire, and Dangerous Things*. – Chicago: Chicago University Press.
- and Mark Johnson (1980): *Metaphors we live by*. Chicago: Chicago University Press.
- Lamarck, Jean–Baptiste de** (1830³ [1809]): *Philosophie zoologique, ou Exposition des considérations relatives à l’histoire naturelle des animaux...* – Paris: Baillière.
- Latour, Bruno and Steve Woolgar** (1980): *Laboratory Life. The Social Construction of Scientific Facts*. – Beverly Hills, London: Sage Publications.
- Li, Charles N. and Sandra A. Thompson** (1976): *Subject and Topic: A New Typology of Language*. – In: Ch. N. Li (ed.): *Subject and Topic*, 457–489. London /New York: Academic Press.
- Locke, John** (1997 [1689]): *An essay concerning human understanding*. – London: Penguin Books.
- Luhmann, Niklas** (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. – Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Mandelbrot, Ernst** (1982): *The Fractal Geometry of Nature*. – San Francisco: Freeman.
- Millikan, Ruth Garrett** (1984): *Language, Thought, and Other Biological Categories: New Foundations for Realism*. – Cambridge, MA: The MIT Press.

- Mounin, Georges** (1970): *Histoire de la linguistique: des origines au XXe siècle*. – Paris: Quadrige, Presses universitaires de France.
- Nietzsche, Friedrich** (1973 [1872/73]): Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne. – In: Ders.: *Werke. Kritische Gesamtausgabe*, Bd. III. 2: Nachgelassene Schriften 1870–1873, 365–384. – Berlin, New York: de Gruyter.
- Ogden, Charles Kay** (1930): *Basic English: A General Introduction with Rules and Grammar*. – London: Kegan Paul, Trench, Trubner and Co.
- Peeters, Bert** (1998): *Cognitive Musings*. – *Word* 49: 225–237.
- Pike, Kenneth** (1954): *Emic and Etic Standpoints for the Description of Behavior*. – In: ders. (ed.): *Language in Relation to a Unified Theory of the Structure of Human Behavior*, 8–28. – Glendale, IL: Summer Institute of Linguistics.
- Pinker, Steven** (1994): *The Language Instinct: How the Mind Creates Language*. – New York: William Morrow & Co.
- Pott, August Friedrich** (1856): *Die Ungleichheit menschlicher Rassen hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte, unter besonderer Berücksichtigung von des Grafen von Gobineau gleichnamigem Werke: mit einem Überblick über die Sprachverhältnisse der Völker; ein ethnologischer Versuch*. – Lemgo und Detmold: Meyer'sche Hofbuchhandlung.
- Reed, Carroll E.** (1952): What is Linguistics? – In: *The German Quarterly*, vol. 25, No. 1, 16–25.
- Rohrer, Tim** (2005): Image Schemata in the Brain. – In: Beate Hampe und Joe Grady (eds.): *From Perception to Meaning: Image Schemas in Cognitive Linguistics*, 165–196. – Berlin: de Gruyter.
- (in print): The Body in Space: Embodiment, Experientialism and Linguistic Conceptualization. In: Jordan Zlatev, Tom Ziemke, Roz Frank, René Dirven (eds.): *Body, Language and Mind*, vol. 2. – Berlin: Mouton de Gruyter.
- Schmitter, Peter** (2004): Die Wortbildungstheorie der frühen Semasiologie. – *Beiträge zu Geschichte der Sprachwissenschaft* 14, 107–134.
- Schulze, Wolfgang** (1998): *Person, Klasse, Kongruenz*, Band 1. – München: Lincom Europa.
- (2000): Towards a Typology of the Accusative Ergative Continuum. – In: *General Linguistics* 37, 71–155.
- (2004): Pragmasyntax: Towards a cognitive typology of the Attention Information Flow in Udi narratives. – In: Augusto Soares da Silva et al. (eds.): *Linguagem, Cultura e Cognição: Estudos de Linguística Cognitiva*, 545–574. Coimbra: Almedina.
- (2007): Communication or Memory Mismatch? Towards a Cognitive Typology of Questions. – In: Günter Radden et al. (eds.): *Aspects of Meaning Construction*, 247–264. Amsterdam / Philadelphia: Benjamins.
- (2009). Towards a new model of metaphorization. – In: Barcelona, K. U. Panther, Günter Radden. L. L. Thorburg (eds.): *Metonymy and Metaphor in Grammar*, 147–175. – Amsterdam & Philadelphia: Benjamins.
- (in Druck): *Sprache als kommunizierte Wahrnehmung*. – In: Chr. Jacquet-Pfau (éd.), *Hommage à Jean Marie Zemb*, Limoges: Lambert.
- (in Vorbereitung): *Aspects of Cognitive Typology*.
- (ms.). Eine Kognitive Typologie der Zeit. – In: Konrad Ehlich et al. (Hrsg.): *Sprache und Zeit* (in Vorbereitung).
- Swenson Rod and Michael T. Turvey** (1991): Thermodynamic reasons for perception-action cycle. – In: *Ecological Psychology*, 3(4), 317–348.
- van Fraassen, Bas** (1980): *The Scientific Image*. – Oxford: Oxford University Press.
- Vico, Giambattista** (1710): *De antiquissima Italorum sapientia ex linguae Latinae originibus eruenda libri tres*. Band I: *Liber metaphysicus*. – Neapel: Typographica Felicis Mosca.
- Weinrich, Harald** (1963): Semantik der kühnen Metapher. – In: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 37, 325–344.
- Wessels, Michael G.** (1990): *Kognitive Psychologie*. – München: Reinhardt.
- Whorf, Benjamin Lee** (1942): Language, Thought, and Reality. – *Theosophist* (Madras, India) January/April 1942.
- Wierzbicka, Anna** (1996): *Semantics: Primes and Universals*. – Oxford: Oxford University Press.

Tagebuch von Stefan Cordines aus kesmark/ Kežmarok des 19. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Sprach-und Regionalgeschichte in der slowakei

Ilpo Tapani Piirainen

1. Zur älteren Geschichte von Kesmark

Käsmark bzw. Kesmark, auf Slowakisch Kežmarok, auf Ungarisch Késmárk und auf Latein Caesareoforum bzw. Kesmarkium, ist eine Kleinstadt am Fuße der Hohen Tatra in der historisch bedeutsamen Landschaft Zips/Spiš im Nordosten der heutigen Slowakei. In der frühen Neuzeit war es eine der bekanntesten Städte im Königreich Ungarn, heute ist es eine Kleinstadt mit ca. 12.000 Einwohnern. Das Gebiet war schon in der jüngeren Steinzeit besiedelt; archäologische Funde haben Spuren aus der jüngeren Bronzezeit und aus der Römerzeit zutage gebracht. Eine slawische Siedlung bestand mit Sicherheit seit dem Großmährischen Reich (Velká Morava) im 9. Jahrhundert. In den Jahren 1241/42 verwüstete der Tatareneinfall weite Teile Polens und Ungarns; erst danach kamen deutsche Siedler in größerer Zahl in das Gebiet der heutigen Slowakei. In dieser Zeit entstand die Stadt Kesmark auf dem Boden dreier früherer Siedlungen, von denen die slawische Siedlung der Fischer die älteste war. Im Jahre 1209 haben die in die Zips eingewanderten Deutschen ihr eigenes Privilegium bekommen. Die Besiedlung der mittleren Zips war zum größten Teil abgeschlossen, als die „Zipser Sachsen“ im Jahre 1271 von König Štefan V. ein Privileg erhielten, das später in der sog. Willkür kodifiziert wurde und ihnen ihre Rechte sicherte (Chalupecký 2010; Piirainen 2001).

Der älteste schriftliche Nachweis über Kesmark ist eine Urkunde des Königs Béla IV., in dem das heutige Kesmark als Ortschaft der Sachsen bei der Kirche der Heiligen Elisabeth (villa Saxorum apud ecclesiam sanctae Elisabeth) angeführt wird. In einer weiteren Urkunde des Béla IV. aus dem Jahre 1269 ist das erste Stadtprivilegium enthalten: den deutschen Gästen (hospites), gleichzeitig aber auch anderen Bewohnern der Stadt, wird die freie Wahl des Richters und das Recht für die Durchführung von Märkten gewährt. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts vernichtete ein Großbrand große Teile der Stadt; im Jahr 1404 befreite der König Sigismund die Stadt von der Zahlung von Abgaben für 12 Jahre mit der Verpflichtung, das eingesparte Geld in den ersten sechs Jahren für den Aufbau von Mauern und anderen Verteidigungsanlagen zu verwenden. Dies war eine sich lohnende Investition: 1412 verpfändete der ungarische König Sigismund 13 Städte des Zipser Städtebundes sowie die Städte Alt-Lublau/Stará Lubovňa mit der Burg, Pudlein/Podolínec und Kniesen/Hniezdne an Polen; Kesmark und Leutschau/Levoča verblieben im Königreich Ungarn. Im Jahre 1419 wurde Kesmark das Recht verliehen, am 2. Februar und am 29. Juni Jahrmärkte zu halten. Im Jahre 1453 gewährte der König Sigismund Kesmark das kleine Stapelrecht (für den Kleinhandel), nach dem der ungarisch-polnische Handel z. T. unter die Kontrolle von Kesmark gestellt wurde. Dies führte zu langen Streitigkeiten mit Leutschau, wo das große Stapelrecht (für den Großhandel) galt: auswärtige Händler mussten zwei Wochen lang in Leutschau bleiben und ihre Waren anbieten, bevor sie weiterfahren durften (Piirainen 1998, 9-12).

Die Jahre 1441-1462 waren politisch unruhige Zeiten für Kesmark, aber für das Bürger-

tum brachte das Stapelrecht einen erheblichen Wohlstand. Diese Zeiten endeten dadurch, dass Kesmark 1462 Imrich Zápolský, dem späteren Zipser Grafen, überlassen wurde. Die Adelsfamilie Zápolský ließ zwischen 1462 und 1465 die Burg von Kesmark bauen; im Jahre 1583 wurde sie Besitz der Familie Thököly (Baráthová 1989; Baráthová 2004). Die günstige Entwicklung von Kesmark zu einer wohlhabenden Stadt wäre ohne Schulbildung nicht möglich gewesen; bereits vom Ende des 14. Jahrhunderts gibt es Belege für die Existenz einer Schule. Dem Aufschwung der Wirtschaft in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entspricht der Ausbau des Schulwesens: aus der städtischen Pfarrschule wurde eine städtische Lateinschule. Die Zeit des ungarischen Königs Mathias Corvinus (1458-1490) war die Epoche der Hochrenaissance; gelehrtes Latein und der Humanismus spielten auch in der Zips eine wichtige Rolle (Mannová 2003: 80-89).

Johann Lipták, bis zum Zweiten Weltkrieg in der Slowakei und weit darüber hinaus in Deutschland wohl der beste Kenner der Geschichte von Kesmark, ist der Ansicht, dass die „Hussiten“, Anhänger des böhmischen Reformators Ján Hus, in der Zips einen recht großen Einfluss auf das kirchliche Leben ausübten. Zwar widerstand ihnen die Geistlichkeit in den vorwiegend von Deutschen bewohnten Städten, aber in den Dörfern fanden sie fruchtbaren Boden; sie seien Wegbereiter für reformatorische Gedanken in der Zips gewesen. In der unmittelbaren Nachbarschaft von Kesmark, in der Stadt Leibitz/Lubica, hat der Pfarrer Thomas Preisner schon im Jahre 1520 die Wittenberger Thesen Martin Luthers von der Kanzel verkündet. Der Zipser Probst Johann Horváth hat 1524 eine Verordnung gegen diese neue Lehre erlassen; darin bemängelt er die Tatsache, dass sich in der Zips schon sehr viele Christen dem Luthertum angeschlossen haben. Für die Reformation in Kesmark war die Tätigkeit des Pfarrers Georg Leudischer von entscheidender Bedeutung. Er hat das Pfarramt im September 1531 übernommen, den evangelischen Ritus in der Kirchengemeinde von Kesmark eingeführt und Pfarrer getraut. Vor allem die jungen Theologen wurden von den reformatorischen Gedanken angezogen; seit 1531 stellte die Stadt Kesmark nur noch evangelische Geistliche ein. Seit 1530 wurde in einigen Schulen in protestantischem Sinne unterrichtet. Mit dem Auftreten Georg Leudischers in Kesmark im Jahre 1531 entstand auch der evangelische Charakter der Schule; dieses evangelische Lyzeum bildete bis zum 2. Weltkrieg einen beachtlichen Teil der Zipser Intellektuellen aus. Die Bibliothek des Lyzeums umfasst heute ca. 150.000 Bände und wurde 2007 zusammen mit der aus dem Jahre 1717 stammenden Holzkirche ins Weltkulturerbe der UNESCO aufgenommen (Hochberger, Kállay 2003).

2. Stefan Cordines als Tagebuchautor

Das 23 Seiten umfassende Tagebuch von Stefan Cordines befindet sich im Staatsarchiv Leutschau (Štátny archív v Levoči; Fonds „Zbierky rôznej proveniencie“, sign. 143). Die Handschrift ist in korrekter deutscher Sprache geschrieben worden, nicht in Form aktueller tagtäglicher Aufzeichnungen, sondern zusammenhängend offensichtlich auf der Grundlage anderweitiger Notizen. Die Blätter sind mit einem Faden zusammengeheftet, das Titelblatt fehlt.

Die Familie Cordines gehörte Jahrhunderte lang zu den angesehensten Familien Kesmarks. Die Cordines sind wahrscheinlich um 1600 aus Siebenbürgen in die Zips eingewandert. Als erster Cordines in Kesmark ließ sich Thomas (gestorben 1682) nieder, war 1659-1662, 1665-1666 und 1668-1671 Bürgermeister der Stadt, deren Einwohner überwiegend evangelische Deutsche waren. Wegen ihrer Verdienste für das Königreich Ungarn und die Stadt Kesmark wurden die Cordines in den Adelsstand erhoben. Von den nahen Verwandten des Tagebuchau-

tors waren Martin Cordines 1782 Visitator der evangelischen Kirche, Paul Cordines 1803 und 1842 Beisitzer des Zipser Gerichtsstuhls.

Der Name des Autors dieses Tagebuchs, Stefan Cordines, ist eng mit der Geschichte des Kesmarker evangelischen Lyzeums verbunden. Das alte Lyzealgebäude wurde im Jahr 1775 errichtet und in den Jahren 1820 und 1865 erweitert. Seit der Entstehung der autonomen evangelischen Kirchengemeinde im Jahre 1760 in Kesmark wurden zu Schulinspektoren nicht mehr Ratsherren, sondern ehrenamtlich gewählte Vertrauensleute der Kirchengemeinde ernannt. Von ihrer innovativen Tätigkeit hing das Wohlergehen der Schule ab; ihr Aufgabebereich erfuhr in der jeweiligen Schulordnung eine Erweiterung. Wegen dieses Einflusses wurden zu Inspektoren immer die angesehensten Bürger, zu auswärtigen Inspektoren die gebildetsten Adelige bestellt; Stefan Cordines hatte dieses Amt inne.

In der Geschichte des evangelischen Lyzeums heißt es: „Im Jahre 1840 eröffnete den Generalkonventbeschlüssen entsprechend der Lyzealinspektor Stefan Cordines den Patronatskonvent in ungarischer Sprache und führte diese dadurch in die Schulverwaltung ein“ (Lipták 1933/1983, 142); die Magyarisierung des 19. Jahrhunderts sollte die frühere Amtssprache Deutsch durch das Ungarische ersetzen. Sein Sohn Thomas – den Tagebuchaufzeichnungen nach am 18. Februar 1842 geboren und am 13. Mai 1842 getauft – schenkte der Lyzeumsbibliothek über 800 Bücher. Die Erweiterung der Bibliotheksbestände erfolgte zum größten Teil aus Spenden der Freunde und der Professoren der Schule. Die meisten Zipser, die sich als Persönlichkeiten des wirtschaftlichen und öffentlichen Bereichs, als Gelehrte oder Schriftsteller einen Namen gemacht hatten, vermachten ihre Büchereien der Lyzealbibliothek.

Im Folgenden werden aus dem Tagebuch von Stefan Cordines Textstücke in der ursprünglichen Sprachform der Handschrift abgedruckt, die für die Regionalgeschichte von Interesse sind. Das jeweilige Datum stammt aus den Tagebucheinträgen. Über sich selbst und seine Familie schreibt Stefan Cordines Folgendes: *1811. Wir waren die folgenden Juristen unter dem Herrn Professor Stephan Aderján, als 1. Stefan Kiriny...26. Stephan Cordines.* Stefan Aderján war 1805-1816 als Professor für Rechtswissenschaften und danach als Rechtsanwalt tätig (Lipták 1933/1983, 99).

Stefan Cordines absolvierte die Ausbildung zum Volljuristen: *1818. Selbes Jahr hatte ich die Ehre, zum Zipser Comitae Assessor durch den Eith (= heute: Eid) Herrn Obergesesznen Exc(ellenz) Emanuel Graf Csaky ernannt zu werden.* Danach erfolgen im Tagebuch Familiennachrichten: *1822. den 31ten December Vormittag ist meine Tochter Anna Susanna gebohren. 1838. den 19. May ist meine zweite Tochter Maria Julia glücklich zur Welt gekommen. 1841. den 3ten Januar mein CopulationsTag. 1842. den 18ten Februar Nachmittag $\frac{3}{4}$ auf 4 Uhr wurde mein Sohn Stephan gebohren, den 13ten May Nachmittag wurde erst mein Sohn Stephan Thomas in Hause getauft.*

Zwischen diesen erfreulichen Nachrichten findet sich auch eine traurige Meldung: *1835. den 25ten December Abends 7 Uhr entschlief meine Zärtliche Liebe Mutter in Folge einer durch Verkältung im ungeheizten 3ten obern Zimmer beim Bücherschranken, darauf erfolgter Stägiger Krankheit in Ihrem 75ten Jahr.* Von weiteren Todesfällen in der Verwandtschaft berichtet Stefan Cordines Folgendes: *1818. den 22. Juni Nachmittag nach 3 Uhr verschied Unser Lieber Bruder Emerich in seinen 20ten Jahren, und wurde in die hiesige Familiengruft beigesezt.* Die Gruft der Familie Cordines befindet sich noch heute auf dem historischen Friedhof in Kesmark (eine Abbildung in Baráthová o. J., 21). Einige Jahre später verlor Stefan Cordines auch seine Schwester: *1824. den 26. May Abends beim Nachtmal wurde meiner Theuren Schwester Anna, ohne früher krank gewesen zu sein, eben als Sie Ihr Söhnchen auf den Schoß nehmen wollte, in Ihrem stillen 30ten Lebensjahr in Iglo (=Zipser Neudorf/Spišská Nová Ves) vom Schlag getroffen.* Über sich selbst berichtet er danach nur einmal: *1831. 26.*

August fiel ich selbst in die Cholera und mußte die schmerzlichsten Beängste in Füßen und Gedärm erstragen, nach 8 Tagen mochte ich eine Jagdarbeit und war gesund. Doch im October auf der Reise in die Lef be ieder einen heftigen Anfall. Die Cholera war im 19. Jahrhundert in der Zips verbreitet; so berichtete das Tagebuch von einem weiteren Fall: 1836. den 9ten November wurde Albert Hedry, der hoffnungsvolle junge Mann ein Opfer der Cholera bei seinen Eltern in Sar(iser) Comitatz.

Von einer neuen Krankheit heißt es: 1833. *Unser kalter und anhaltender Winter, der den Obst und Weinstöcken schadete. Eine neue Krankheit, Grippe Influenza, war bis Ende May, doch nicht tödtlich. Es finden sich auch ein paar Beobachtungen über das Wetter: 1827. Ungarn, dem sehr strengen Winter sind viele Obstbäume im Schnee erfroren. 1845 den 8ten März hatten wir 17 Grad Kälte. 1845. den 19. Juli war hier so großes Wasser; das in Leibitz-Bach bis in die Hausgärten drang und Wolkenbrüche stattfanden, der Regen 9 Tage anhielt.*

3. Berichte über das evangelische Lyzeum in Kesmark

Das intellektuelle Leben in Kesmark konzentrierte sich auf die evangelische Kirchengemeinde und das evangelische Lyzeum. So verwundert es nicht, dass Stefan Cordines oft über Lehrer und Professoren, wie sie damals titulierte wurden, berichtete. 1809. *den 6ten October starb Herr Paul Stadler, beliebter Professor der Syntax.* In der Monographie zur Geschichte des Lyzeums werden die Namen und Dienstjahre der Rektoren, Professoren und Lehrer zusammengefasst; Paul Stadler findet sich nicht darunter. Die Nachrichten über Todesfälle häufen sich im Tagebuch: 1818. *den 8ten August starb plötzlich von Schlag getroffen Herr Mathias von Badányi, und danach von hier nach Buscholz geführt, wo er auf dem Friedhof ruht.* Er war Vertreter der Kesmarker Kirchengemeinde im Patronatskonvent. Die Familie Badányi gehörte zu denen, die am häufigsten die Ehrenämter des Lyzeums inne hatten (Lipták 1933/1983, 85, 107).

Die darauf folgende Todesnachricht heißt: 1820. *den 25. Januar verschied der hochgelehrte Herr Adam Podkonitzky, Verdienstvoller Rector des Kesmarker evangelischen Lyzeums, seit längerer Zeit vom Schlagfluß gelähmt. Er wurde 1751 geboren.* Er übte 1776-1815, fast 40 Jahre lang, das Rektoratsamt aus, das er im Alter von nur 25 Jahren übernahm. Nach ihm übernahmen die Professoren des Lyzeums das Amt des Rektors abwechselnd, meistens für ein paar Jahre. Die folgende Todesnachricht ist deswegen interessant, weil der Verstorbene in Lipták (1933/1983, 129) gesondert erwähnt wird. Im Tagebuch heißt es: 1833. *den 28ten Februar. Verschied der Allgemein beliebte Ehrenmann Herr Niclas v. Okolicsány, 2ter des Zipser Comitatz in Hunsdorf.* Bei Lipták heißt es: *Besondere Empörung rief hervor, daß Prof. Mihályik bei dem auswärtigen Inspektor Niklas v. Okolicsányi in Hunsdorf neben seine Professur das Amt eines Hofrichters ausübte, so daß der Inspektor Gregor v. Berzeviczy dagegen öffentlich Einspruch erheben mußte. Er wollte die karge Besoldung der Professoren verbessern, damit sie nicht gezwungen wären, Nebenbeschäftigungen nachzugehen, sondern in ihrer freien Zeit sich wissenschaftlich weiterbilden könnten* (Lipták 1933/1983: 91). Schon damals gab es ein Problem, das in heutiger Zeit in vielen Ländern die Forschungstätigkeiten beeinträchtigt: Aus finanziellen Gründen werden Professoren und andere Wissenschaftler gezwungen, anderweitig Nebentätigkeiten zu übernehmen – für die Forschung fehlen die Zeit und die Energie.

Eine kurze Mitteilung im Tagebuch betrifft eine bekannte Adelsfamilie in der Zips: 1835. *den 11. September schoß sich Stephan Berzeviczy in Hunsdorf tod.* Für die damalige Zeit war ein derartiger Vorfall für die höheren Schichten eine öffentliche Erniedrigung, eine Blama-

ge ersten Ranges. Das Adelsgeschlecht Berzevicz besaß Ländereien vor Allem in Hunsdorf/Huncovce und in Groß-Lomnitz/Veľká Lomnica sowie ausgedehnte Wälder nicht nur dort, sondern auch in Alt-Walddorf/Stará Lesná in der Hohen Tatra. Um 1800 waren in Hunsdorf sieben Familien des Adelsgeschlechts Berzevicz sesshaft, die jeweils zwei bis zwölf Bauernhöfe besaßen. Es ist für die Kulturgeschichte der Zips interessant, dass 1821 in Hunsdorf eine Synagoge gebaut wurde. Vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zum Jahre 1943 existierte in Hunsdorf eine höhere Schule für künftige Rabbiner, die auch eine beachtliche Bibliothek besaß (Labuda 2006, 37-40).

Im Tagebuch finden sich noch zwei Eintragungen über das evangelische Lyzeum: *1836. den 6. März früh um 5 verschied seine Hoheit Professor der Rhetorik Stephan Kralovanszky im 41ten Lebensalter.* In der Geschichte des evangelischen Lyzeums werden auch die Persönlichkeit und die Unterrichtsmethoden einzelner Professoren geschildert. So wird u. a. über Johann Benedicti berichtet, dass er seine Schüler zu ernster Arbeit anspornte und einmal wöchentlich die Schüler in seiner Wohnung um sich versammelte. Dort legte er die Rolle des Professors ab und gab sich als Kamerad. Er sprach verschiedene Themen an und erteilte Ratschläge; die Zusammenkünfte fanden oft im Rahmen eines Musikabends statt. Über Stephan Kralovanský heißt es: *Stefan Kralovanský überragte die bisher Genannten an Geistesschärfe, doch war er kein rechter Pädagoge, und es bestand zwischen ihm und den Schülern kein inniges Verhältnis. Immerhin wirkte er auf die Jugend ein, denn er leitete den deutschen und ungarischen Selbstbildungsverein.* Seine Bibliothek vermachte er dem evangelischen Lyzeum (Lipták 1933/1983: 108-109; Baráthová o. J., 63).

Auch eine den letzten Eintragungen des Tagebuchs betrifft das evangelische Lyzeum: *1845. den 26. November war des neuen Physicus Professor Franz Füresz Installation.* František Fűrész (1812-1885) studierte Theologie und Jura in Leutschau und Kesmark, setzte seine Studien an der Universität Wien fort und war als Erzieher in verschiedenen Adelsfamilien tätig. Er war mit Paulina, geb. Fest (1826-1899), der Tochter einer bekannten Kaufmannsfamilie aus Kirchdrauf/Spišské Podhradie verheiratet. Am Kesmarker Lyzeum unterrichtete er 1845-1874 Mathematik und Physik. Nach einem neuen pädagogischen Konzept im Königreich Ungarn begann man um die Mitte des 19. Jahrhunderts auch in Kesmark, Anschauungsmaterialien für den Unterricht zu sammeln. Diese Sammlungen wurden Museum genannt; sie waren öffentlich zugänglich. Es gab am Kesmarker Lyzeum u. a. eine numismatische, eine physikalische und eine naturgeschichtliche Sammlung sowie ein Zeichenkabinett. Außer Gegenständen erhielten diese Sammlungen Geldspenden seitens der Patronatsmitglieder und der Förderer der Schule. Franz Fűrész war bei der Errichtung dieser besonders aktiv und wurde der Leiter der naturwissenschaftlichen Sammlungen (Lipták 1933/1983, 144, 189, 199-201; Baráthová o. J., 33).

4. Berichte des Tagebuchs über Stadtbrände

In früheren Zeiten gab es in Städten und Dörfern Brände, die oft verheerende Folgen für die Bevölkerung hatten und u. a. wertvolle Kunstwerke und ganze Archive vernichteten. So ist der Stadtbrand Leutschaus im Jahre 1550 daran schuld, dass fast alle früheren Dokumente dieser Stadt vernichtet wurden. Das Tagebuch von Stefan Cordines berichtet außer über das Leben des Autors und seiner Verwandtschaft, das evangelische Lyzeum und dessen Lehrer auch über Witterungsverhältnisse und Stadtbrände in der Region. Diese Angaben mit genauen Datierungen sind für die Regionalgeschichte der Zips von erheblicher Bedeutung; deswegen werden sie für die einzelnen Ortschaften im Wortlaut des Tagebuchs abgedruckt.

Kesmark: *Im Jahr 1808. Am Pfingst-Montag nach Mitternacht kam in dem Daniel v. Lonyschen Hause im Stall ein Feuer heraus, welches die südliche Seite der Prollgasse, die östliche Seite des Rings, die Lutherische Kirche in Asche verwandelte. Unter den Löschern zeichnete sich vorzüglich ein Franzose Lefevre, Grenzsoldat des hier liegenden Militairs aus. 1827. den 8ten März Abends $\frac{1}{4}$ 7 Uhr kam in der Kesm(arker) Zehntscheune ein Feuer heraus, welches bis nach Mitternacht einen großen Theil der Stadt und Vorstadt bis zur Zingel Schanz verzehrte.*

1845. den 15ten Juli Vormittag wurde hier im Pfarrhaus ein entstandenes Feuer gedämpft.

Leibitz: *1817. den 7ten April war ein großes Feuer in Leibitz, bei dem sich mein Bruder Emerich ein Bluthzucken verschaffte.*

1832. den 23ten November brannten in Leibitz mehrere Scheunen ab.

1836. den 26ten XXX Nachmittag schlug ein Blitz in ein Leibitzer Haus gegen Durand ein, und binnen 3 Stunden war der 3te Theil der Stadt in Asche.

1845. den 16ten Juli früh $\frac{1}{2}$ 3 Uhr verbrannte in Leibitz eine Scheune.

1846. den 2ten Juny war für Leibitz und Durand ein höchst unglücklicher Tag. In Leibitz entstand früh nach 9 Uhr in einer Scheune ein Feuer, welches binnen 2 Stunden bei heftigen Nordwind gegen 16 Häuser in der Weingartengasse und mehrere Scheunen vernichtete.

Belá/Spišská Belá: *1810. den 13ten Dec(ember) brannten 3 Häuser in Bala ab.*

1845. den 16ten April früh verbrannten in Belá 3 Häuser.

Hunsdorf: *1839. 2ten April Abends 10 Uhr brach in Hunsdorf Feuer aus, welches gegen 20 Häuser und Vieh wegfegeten.*

Alt-Walddorf/Stará Lesná: *1845. den 8ten März hatten wir 17 Grad Kälte und in folgender Nacht verzehrte ein Feuer 23 Häuser in Leszno.*

Deutschendorf/Poprad: *1846. den 13ten Jun Nachts 11 Uhr hatte das unglückliche Städtchen Poprad wider das Unglück, von Feuer heimgesucht zu werden, und es musste über 20 Scheunen und mehrere Mittelgebäude einbüßen.*

Ober-Rauschenbach/Vyšné Ružbachy: *1840. den 2ten Januar verbrannte in Rauschenbach die herrschaftliche Bauwung, Stallung und Pächter Wohnung.*

Teplitz/Spišská Teplica: *1846. den 8ten May Abends entstand in Teplitz ein Feuer, welcher mehrere Gebäude in Asche verwandelte.*

Zu Beginn dieses Beitrags wurde festgestellt, dass Stefan Cordines sein Tagebuch wahrscheinlich aufgrund unterschiedlicher Notizen geschrieben hat; die Eintragungen stehen nicht in einer konsequenten zeitlichen Reihenfolge. Die in diesem Abschnitt zitierten Berichte über Stadtbrände wurden vom Verfasser des vorliegenden Beitrags aus einzelnen Teilen des Tagebuchs für die o. g. Ortschaften zusammengestellt; die Datierungen stammen aus der Lebzeiten von Stefan Cordines und sind offensichtlich richtig.

5. Ausblick

Aus den Beständen des Staatsarchivs in Leutschau wurde über ein Tagebuch einer Bürgertochter des 18. Jahrhunderts aus Leutschau und über ein Tagebuch des Kaufmanns Johann Tibely aus Kirchdrauf berichtet (Pirainen 2006; Pirainen 2007). Diese beiden Tagebücher sind authentische, tagtägliche Aufzeichnungen über das Leben dieser Personen und ihrer Umgebung – sie sind für die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Zips von Bedeutung. Das Tagebuch von Stefan Cordines beruht wohl auf Tatsachen und liefert für die Regionalgeschichte des 19. Jahrhunderts interessante Fakten. Da die Berichte sich zu einem großen Teil auf die Person

und die Verwandtschaft von Stefan Cordines sowie auf das bekannte evangelische Lyzeum in Kesmark konzentrieren, liegt die Vermutung nahe, dass der Tagebuchautor sich und seiner Stadt ein Denkmal setzen wollte – wie viele Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens es auch heute tun. Es ist ein Glück für die Historiografie der Zips, dass das Staatsarchiv Leutschau die Handschrift des Tagebuchs von Stefan Cordines aus Privatbesitz kaufen und damit der Forschung zugänglich machen konnte.

Literaturverzeichnis

- Baráthová, Nora** (1989): *Kežmarský hrad*. – Martin: Osveta.
– (2004): *Die Kesmarker Burg*. – Kesmark: VIVIT.
– (ca. 2005): *Persönlichkeiten der Geschichte Kesmarks. Historischer Friedhof*. – Kesmark: VIVIT.
- Chalupecký, Ivan** (2009): Die Ansiedlung der Sachsen in der Zips auf der Grundlage der Quellenüberlieferung. In: *Karpatenjahrbuch* 61, 2010, 59–66. – Stuttgart: Arbeitsgemeinschaft der Karpatendeutschen aus der Slowakei.
- Hochberger, Ernst; Kállay, Karol** (2003): *Die Wunder der Slowakei*. – Bratislava: IKAR.
- Labuda, Vladimír** (Hrsg.) (2006): *Huncovce v zrkadle času*. – Kežmarok: VIVIT.
- Lipták, Johann** (1933/1983): *Geschichte der deutschen Evangelischen Lyzeums A. B. in Kesmark*. – Kesmark 1933, Selbstverlag des Lyzealpatronats; Nachdruck Sinn 1983, Verlag Hochberger.
- Mannová, Elena** (Hrsg.) (2003): *Krátke dejiny Slovenska*. – Bratislava: Academic Electronic Press.
- Piirainen, Ilpo Tapani** (2001): *Nachträge zum Zipser Recht*. – Levoča: Polypress.
– (1998): *Das älteste Gerichtsbuch der Stadt Käsmark/Kežmarok aus den Jahren 1533–1553*. – Levoča: Polypress.
– (2005): Das Tagebuch von Elisabeth Güntherin in Leutschau 1757–1760. – In: *Karpatenjahrbuch* 57, 2006, 101–108. Stuttgart: Arbeitsgemeinschaft der Karpatendeutschen aus der Slowakei.
– (2006): Besuch aus Amerika. Aus dem Tagebuch (1821–1852) des Kaufmanns Sigmund Tibely aus Kirchdrauf. – In: *Karpatenjahrbuch* 58, 2007, 75–79. Stuttgart: Arbeitsgemeinschaft der Karpatendeutschen aus der Slowakei.
- Sedlák, Imrich** (Hrsg.) (1984): *Kežmarské lýceum*. – Bratislava: ERPO.

Negation und Modalität

Monika Banášová

Der vorliegende Artikel behandelt die Problematik der Negation im Rahmen der Modalität. Die Aufmerksamkeit richtet sich auf formale und inhaltliche Aspekte der Negation auf dem modalen Feld. Nach dem Vergleich der Ausdrucksmöglichkeiten der Negation im Deutschen und Slowakischen werden die Auswirkungen der Negation auf die semantische Ebene der Modalverben (weiter nur MV) in beiden Sprachen konkret behandelt. Es gibt mehrere Verfahren zur Skopusfestlegung des Negators. Im Artikel wird ein Modell präsentiert, das die Discrepanz zwischen der oberflächlichen und tatsächlichen Negation in beiden Sprachen zeigt.

1. Einführung in die Problematik

Die Problematik der Negation ist im Bezug auf Modalität ein sehr kompliziertes Problem. Schon bei der Frage, ob Negation in den Bereich der Modalität gehört oder nicht, sind die Meinungen sehr verschieden.

Den Stand in der slowakischen Sprachwissenschaft beschreibt Pavlovič (2003), indem er die Ansichten verschiedener Linguisten vergleicht. Nach den Ausführungen kommt er zu dem Schluss, dass Negation nicht direkt zur Kategorie der Modalität gehört, denn Verneinung wird nur als ein fakultatives Phänomen der Satzstruktur beim Ausdruck der modalen Beziehungen angesehen.¹ Die Negation sei laut Pavlovič im Bereich der Modalität irrelevant, denn die Verneinung ist kein wesentlicher Konstituent der modalen Darstellung des Satzes, sondern bildet primär den lexikalischen Inhalt des Satzes (vgl. bebenda: 38). Die Beschreibung der Negation im Slowakischen konzentriert sich eher auf das Formale, die Auswirkungen der Negation auf die semantische Ebene bleiben irrelevant bzw. nicht primär wichtig².

In den deutschen Grammatiken wird spezielle Aufmerksamkeit auf die Negation dann gerichtet, wenn sie bei den MV bedeutungsunterscheidend ist. Hauptsächlich bei den MV wird zwischen der inneren und äußeren Negation unterschieden und charakterisiert, inwieweit die Negation die semantische Ebene der Satzstruktur beeinflussen kann.

In van der Auwera (2001: 24) ist "a study of negative modals a study of negative collocations". Die Kategorie der Negation überschneidet mehrere Systeme bzw. Subsysteme der Sprache: the study of negative modals involves syntax (the study of collocations), lexicology (the study of lexeme choices) and morphology (the study of the composition of negatively modal univerbations) (ebd.: 25). Die Problematik der Negation wird in der Arbeit ausschließlich auf das Feld der MV spezifiziert. Die Aufmerksamkeit konzentriert sich auf den Einfluss der Negation auf das MV und seine Bedeutung. Es wird beobachtet, welche Auswirkungen Negation auf die formal-inhaltliche Seite des MVs hat.

¹ „Negácia (resp. klad a zápor) nepatrí do modálnosti v bežnom zmysle slova, keďže negácia v jednotlivých realizovaných typoch funguje len ako jeden z rozmanitých konštituentov lexikálneho obsadenia vety. Zápor ako výrazový prostriedok negácie nie je charakteristickou, ale je iba fakultatívnou a variantnou zložkou vetnej štruktúry pri vyjadrovaní modálnosti“ (Pavlovič, 2003: 37).

² In Morfológia slovenského jazyka (1966: 368) wird erwähnt, wie die dopplte Negation auf der semantischen Ebene wirkt: význam nevyhnutnosti má aj záporné sloveso *nemôcť* v spojení so záporovým plnovýznamovým slovesom.

2. Die Forschungsbasis

Die Korpusquelle ist das Regensburger Parallelkorpus³. Die Forschungsbasis bilden 7.005 Konstruktionen mit den deutschen MV *dürfen*, *können*, *mögen*, *möchten*⁴, *sollen*, *wollen*, *nicht brauchen*⁵ und ihre Übersetzungen ins Slowakische. Dabei handelt es sich um Belege aus parallelen Texten unterschiedlicher Textsorten (Belletristik, EU-Verfassung, Newsletter, Zeitschriftenartikel). Von allen untersuchten MV werden 20 % negiert. Das meist negierte MV ist *können*. *Mögen* in der modalen Bedeutung wird wiederum am wenigsten negiert (0,5 %) ⁶. Da die Forschungsbasis parallele deutsch-slowakische Texte bilden, kann man kontrastiv gesehen eine Lockerheit des Übersetzens nicht vermeiden, vor allem in der schönggeistigen Literatur. Es werden nur die slowakischen Übersetzungen analysiert, wo die Negation in der deutschen Konstruktion auch im Slowakischen beibehalten wird.

3. Formale Aspekte der Negation

Die Ausdrucksmöglichkeiten der Negation sind verschieden, es gibt mehrere morphosyntaktische Mittel der Negation. Dies betrifft nicht nur das typische *nicht*, das sich mit dem Verb verbindet, sondern es kommen auch andere Negationswörter oft vor: *nichts*, *nie*, *niemals*, *nirgend-*, *keineswegs*, *kein-*, *kaum*, usw., die als Satzglied-Negatoren anzusehen sind. Auf der syntaktischen Ebene können auch einige Konjunktionen als Negator verwendet werden, wie z. B. die Konjunktion *weder - noch*.

Die Ausdrucksmöglichkeiten der Negation sind, aus formaler Sicht, im Deutschen breiter gefächert als im Slowakischen⁷. Bei der Menge der Ausdrücke der Negation muss unterschieden werden, mit welchen Elementen des Satzes sich die Negation verbindet. Engel (1996: 471) weist darauf hin, dass sich die Negation besonders bei sprecherbezogen gebrauchten MV manchmal auf das MV bezieht, manchmal aber auf das abhängige (infinitivische) Verb. In der Mehrzahl der Fälle, ja im Regelfall wird das Hauptverb negiert; damit bezieht sich die Negation nicht speziell auf die modale Komponente, sondern auf den gesamten modalisierten Sachverhalt. Aus diesem Grund wird bei der Untersuchung der Negation der MV zwischen

³ http://www.uni-regensburg.de/Fakultaeten/phil_Fak_IV/Slavistik/RPC/index.html

⁴ Die Form *möchten*, wird als Indikativform Präsens verstanden. Eine einstige Konjunktiv-II-Form von *mögen*, die aber die frühere strukturelle Bedeutung hypothetisch völlig verloren hat und lediglich über ein zusätzliches Merkmal „distanzierte Höflichkeit“ verfügt (Engel, 1996: 466), hat sich so weit verselbstständigt, dass dazu manchmal eine eigene Indikativform *möchten* angesetzt wird (Dudengrammatik, 1998: 566). Die syntaktischen und die semantischen Eigenschaften von *möchten* sprechen jedoch dafür, dieses MV als eigenständiges Verb aufzufassen.

⁵ Das negierte *müssen* wird meist durch *nicht brauchen* ausgedrückt. Im Korpus kommt das negierte *müssen* nur in 4,5% vor, während *nicht brauchen* 22% aller *brauchen*-Konstruktionen bildet. Aus diesem Grund muss man auch *nicht-brauchen*-Konstruktionen in den Korpus einschließen (vgl. Zifonun 2007 - periphere MV, Hansen 2001).

⁶ Der Anteil von allen negierten MV: *können* – 53%, *dürfen* – 14%, *sollen* – 6%, *müssen* – 4%, *möchten* – 1%, *mögen* – 0,5%.

⁷ Hier sollte angedeutet werden, dass in slowakischen Übersetzungen meist die Negation durch das Morphem *ne-* ausgedrückt wird, das sich auf das MV bezieht. Weil in einem slowakischen Satz mehrere Negatoren vorkommen können, werden neben meist verneinten MV zusätzlich andere Mittel der Negation im Satz verwendet: „Opatrnosti *nikdy nie je dost*“, „povedal Hagrid a potl'apkal svoju kušu. (Potter).

den Termini innere und äußere Negation unterschieden. Bei der inneren Negation ist der Sachverhalt negiert MOD (NEG(p))⁸:

(1) Sieben mal fünf - aber Genneholm meint, du *solltest* dich nicht mit Akrobatik verzeteln. (Böll: Clown)

Sedemkrát päť - ale Genneholm myslí, že *by si nemal* plytvat' silami na akrobatiku.

Für die äußere Negation ist es charakteristisch, dass das MV bzw. die modale Bedeutung negiert wird NEG (MOD(p)):

(2) Ohne die Biophotonen als Koordinatoren all dieser Prozesse *würde kein Mensch* existieren *können*, denn nach wenigen Sekunden würden wir als biochemischer Brei zusammenfallen. (Gralswelt)

Bez biofotónov ako koordinátorov všetkých týchto procesov *by nemohol* existovať žiaden človek, lebo po niekoľkých sekundách by sa zrútil ako biochemická kaša.

Absichtlich werden solche Beispiele aufgeführt, in denen es formal nicht klar ist, mit welchem Verbelement sich die Negation verbindet (Beispiel 1). Beispiel 2 zeigt, dass auch andere Ausdrücke der Verneinung verwendet werden können. Die Beispiele sollen zeigen, wie schwer es oft fällt, zwischen der inneren und der äußeren Negation zu unterscheiden.

Selbst bei den slowakischen Übersetzungen ist zu beobachten, dass bei beiden Arten der Negation das Morphem *ne-* verwendet wird. Man kann feststellen, die Negation ist im Slowakischen durch die syntaktische Struktur verschleiert.

Das Morphem *ne-* kann laut Pavlovič (2003: 65) im Satz auf zwei Weisen morphologisch realisiert werden, entweder bindet es sich an das MV oder an den Infinitiv⁹. Die äußere Negation stellt im Slowakischen die Hauptform der Negation dar und kommt am häufigsten vor. Beispiele für die innere Negation wurden im Korpus nicht gefunden, deshalb werden die Beispiele von Pavlovič (2003) genannt:

(3) Neverila som, že sa to mohli nedozvedieť.

(4) Tento týždeň ešte smieš neprísť načas.

Die innere Negation gilt im Slowakischen als stilistisch markiert. Diese Form der Negation kommt nur sehr selten vor, beschränkt sich auf usualisierte oder ad hoc-Bildungen.

Typisch für das Slowakische ist, dass sich *ne-* in der Satzstruktur auf beide Komponenten des Prädikats binden kann:

(5) Darum sollte man es auch nicht weiter überraschend finden, daß sogar Pnin, dessen Stärke im Alltag nicht eben die Beobachtung war, *sich* (irgendwann während seines neunten Jahres in Waindell) *der Erkenntnis nicht verschließen konnte*, daß ein hagerer, bebrillter alter Knabe mit gelehrtenhaften Strähnen stahlgrauen Haars schräg über seiner kleinen, aber gefurchten Stirn und mit zwei tiefen Falten von den Seiten seiner spitzen Nase abwärts zu den Winkeln seiner langen Oberlippe - ein Mann, den Pnin als Professor Thomas Wynn kannte, ... (Nabokov: Pnin)

Preto sa netreba čudovať, že dokonca aj Pnin, v bežnom živote vôbec nie porozorovateľský typ, *si nemohol nevšimnúť* (počas deviateho roku, čo pôsobil vo Waindelli), že vycivený postarší pán v okuliaroch, so sivou profesorskou šticou, čo mu padala na pravú stranu

⁸ Vgl. de Haan (1997: 14).

⁹ Vgl. Termini "externá negácia" und "interná negácia" (Pavlovič, 2003).

nevel'kého, zvráskaveného čela, a s hlbokými brázdami smerujúcimi od ostrého nosa ku kútikom dlhej hornej pery - človek, ktorého Pnin poznal ako profesora Thomasa Vojnického, ...

In diesen Fällen spricht man von doppelter Negation. Syntaktisch gesehen handelt es sich auch in diesem Fall um eine Satznegation, denn es wird das Prädikat negiert, das aus dem MV und dem Infinitiv besteht. Beide bilden zusammen eine Komponente der syntaktischen Satzstruktur (Pavlovič, 2003: 66). Pavlovič (ebd.: 67) charakterisiert noch eine Art der Negation - die extern-interne Negation (externo-interná negácia), die stilistisch markiert ist. Darauf baut Litotes als stilistisches Mittel auf:

(6) Nemusíš netrafiť cieľ, skús to ešte raz. (úzus) (Pavlovič, 2003: 67)

Pavlovič (ebd.: 66) führt an, dass es sich syntaktisch gesehen bei der äußeren, inneren und doppelten Negation im Slowakischen um Satznegation handelt, denn die Verlagerung der Negation vom MV auf den Infinitiv und umgekehrt wird im Rahmen eines Prädikats realisiert - zakaždým sa neguje zložený prísudok a modálne sloveso ako gramatické slovo tvorí spolu s infinitívom tento jediný komponent syntactickej štruktúry vety. Prenášanie záporu z modálnych sloviac na infinitív a naopak sa uplatňuje v rámci jediného prísudku.

Formal gesehen kann man annehmen, Negation scheint mit der genauen Ausprägung ihrer Ausdrucksmittel eine einfache Kategorie zu sein. Die formalen Ausdrücke der Negation werden in den Grammatiken ausführlich beschrieben. Syntaktisch gesehen handelt es sich um eine Verneinung des Satzelements oder der Satzbedeutung. De Haan (1997: 9) gibt an, „negation not have the semantic subcategories one encounters in dealing with modality and it also does not come in such a wide variety of morphological shapes.“

4. Inhaltliche Aspekte der Negation

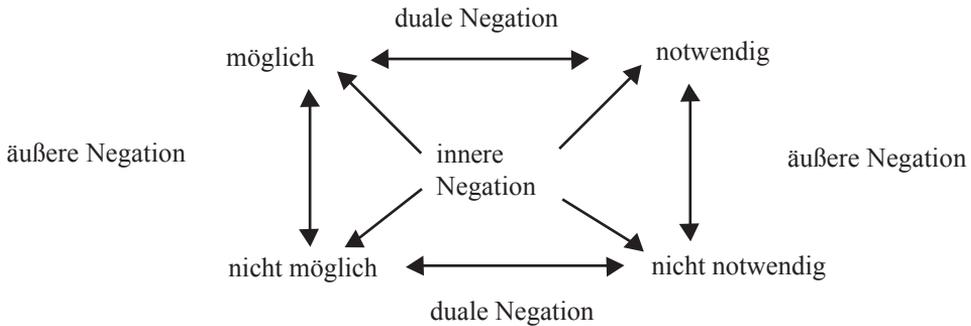
Die bisherigen Überlegungen haben sich vor allem auf die formale Seite der MV-Negation konzentriert. De Haan (1997: 9f.) macht aber darauf aufmerksam, dass die Negation auf der logischen und semantisch-pragmatischen Ebene nicht so eindeutig zu definieren ist: „From a semantic, logical and pragmatic point of view, negation has a large number of vague and ambiguous areas, ranging from the determination of the truth value of sentences ..., a perennial favorite among logicians and philosophers, to the determination of quantifier scope with respect to a negation.“

Die Beispiele 1 und 2 zeigen, wie schwer es oft fällt zu unterscheiden, welche Verbelemente des Satzes eigentlich negiert werden, bzw. zwischen der inneren und äußeren Negation zu unterscheiden. Selbst in slowakischen Übersetzungen bezieht sich Negation das Morphem *ne* in beiden Arten der Negation auf das MV.

Wo die formale Differenzierung der Negation nicht markant ist, da muss sie auf der logisch-semantischen Ebene mit Hilfe der logischen Beziehungen in der Sprache erklärt werden. Universelle logische Beziehungen bauen auf den Hauptbereichen der Modalität auf – Notwendigkeit \square und Möglichkeit \diamond . Wie Hansen (2001: 64) schreibt, zeigt die Modallogik, dass zwischen den zentralen Primitiven KANN und MUSS spezielle Wechselbeziehungen herrschen, die das übereinzelsprachliche logische Gerüst dieses Teils des semantischen Raums bilden.

Zifonun (1997: 1902) weist ähnlich darauf hin, dass es auf dem modalen Feld der Not-

wendigkeit und Möglichkeit Fälle gibt, wo Negation bedeutungsunterscheidend ist: Zwischen den Relationen „möglich“ und „notwendig“ besteht Dualität: „nicht möglich, dass nicht p“ ist äquivalent zu „notwendig, dass p“. Aufgrund der logischen Verhältnisse lassen sich folgende Zuordnungen feststellen:



Das heißt, *müssen* und *können* bzw. *dürfen*, ebenso *sollen* und *dürfen* können dual aufeinander bezogen sein. Die Dualität kann nur wirksam werden, wenn die Redehintergründe übereinstimmen, das heißt nur bei gleichartiger Verwendung des MVs Zifonun (1997: 1904).

Sprachunabhängig sind folgende logische Äquivalenzen möglich (vgl. Hansen, 2001: 66):

- $\neg \diamond \neg p = \square p \quad \text{::: } x \text{ kann-nicht nicht-}p = x \text{ muss } p^{10}$
- $\diamond p = \neg \square \neg p \quad \text{::: } x \text{ kann } p = x \text{ muss-nicht nicht-}p$
- $\diamond \neg p = \neg \square p \quad \text{::: } x \text{ kann nicht-}p = x \text{ muss-nicht } p$
- $\neg \diamond p = \square \neg p \quad \text{::: } x \text{ kann-nicht } p = x \text{ muss nicht-}p$

Von den theoretisch möglichen Strukturen kommen in den Sprachen der Welt nicht alle vor. Die zweite Äquivalenz ist nur logisch möglich, kommt in keiner Sprache vor. Der Anwendungsbereich der dritten Beziehung ist beschränkt, in den Sprachen wird er meist als markiert angesehen (vgl. Beispiele 3, 4, 6). Einige Unterschiede sind auch bei der kontrastiven Untersuchung zu beobachten. In diesem Sinne muss die erste Äquivalenz näher beobachtet werden. Beispiel 5 zeigt, dass im Slowakischen doppelte Negation möglich ist:

(5a) *nemohol si nevšimnúť* ($\neg \diamond \neg p$) = *musel si všimnúť* ($\square p$)

Im Deutschen ist es nicht möglich:

- (5b) *Er konnte sich der Erkenntnis nicht verschließen.*
- *Er konnte sich der Erkenntnis nicht nicht verschließen.*

Das Deutsche lässt die doppelte Negation an der Oberfläche nicht zu. Man kann also feststellen, dass manche logische Äquivalenzen in den konkreten Sprachen nur beschränkt gelten, was hauptsächlich bei der kontrastiven Untersuchung zu beobachten ist.

¹⁰ Der Skopus der Negation wird explizit gemacht, indem laut Hansen (2001: 65) die negierte Komponente mit einem Bindestrich an den Negator *nicht* angeschlossen wird.

Die vierte Äquivalenz ist allgemein gültig. Das zeigen auch die als strittig bezeichneten Beispiele 1 und 2. Transformiert man die Sätze in die logischen Äquivalenzen, ist folgende Relation festzustellen:

- (1a) du *sollst* dich nicht mit Akrobatik verzetteln $\square \neg p = \neg \diamond p$
 (* $\neg \square p = \diamond \neg p$)
- (2a) ohne die Biophotonen *kann kein Mensch* existieren $\neg \diamond p = \square \neg p$
 (* $\diamond \neg p = \neg \square p$)

Die aufgeführten Beispiele haben gezeigt, dass bei den Fällen, wo es auf der Oberfläche nicht eindeutig ist, welches Verbelement negiert wird, hilfreich ist, die logischen Äquivalenzen zu applizieren, die auf der semantischen Ebene helfen zu erklären und zu bestimmen, ob es sich um die innere oder äußere Negation handelt bzw. ob das MV oder Infinitiv negiert wird.

Das gleiche gilt auch für das Slowakische, wo die Negation durch die syntaktische Struktur verschleiert ist:

- (1b) *nemal by si plytvat' silami na akrobatiku* $\square \neg p = \neg \diamond p$
 (* $\neg \square p = \diamond \neg p$)
- (2b) *bez biofotónov by nemohol existovat' žiaden človek* $\neg \diamond p = \square \neg p$
 **bez biofotónov by mohol neexistovat' žiaden človek* (* $\diamond \neg p = \neg \square p$)

Die Beispiele haben gezeigt, dass sich erst auf der logisch-semantischen Ebene die einzelnen Beziehungen der Negation eindeutig zeigen. Die Negation lässt in beiden Sprachen keine freie Interpretation zu, sondern es wurde nachgewiesen, dass die Negation im festen Skopus verankert ist.

In den Sprachen werden verschiedene Verfahren angewandt, um den Skopus des Negators zu bestimmen. De Haan (1997: 55) spricht von „*N e g a t i o n P l a c e m e n t S t r a t e g y*“.

Die Position des Negators determiniert seinen Skopus. Hier zeigt sich die Diskrepanz zwischen oberflächlicher und tatsächlicher Negation. In diesem Zusammenhang erwähnt de Haan (ebd.): "Some languages have verbs that allow for only one scope interpretation, while the other languages have verbs that are capable of combining with a negation in two ways." Fritz (2000: 103f.) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass die logische Verneinung von modalen Ausdrücken von dieser Äquivalenz abweicht: $\neg N^{11} p$ ist nicht gleichbedeutend mit $N \neg p$. Beispiele 1b und 2b haben gezeigt, dass Deutsch und Slowakisch zu den Sprachen gehören, wo die Negation im festen Skopus liegt und nur eine Interpretation zulässt.

5. Zusammenfassung

Die hier skizzierten Beispiele sollen auf die enge Interaktion zwischen Negation und Modalität hinweisen. Formal bildet die Negation eine Komponente der syntaktischen Satzstruktur, die lexikalisch klar ausgewiesen ist. In einigen Fällen (meist im mehrteiligen Prädikat wie z. B. MV + Infinitiv) kann man aber nur schwer unterscheiden, ob es sich um innere oder äußere

¹¹ N steht in Fritz (2000) für Notwendigkeit \square .

Negation handelt. Im Artikel wird in diesem Fall empfohlen, die logischen Äquivalenzen anzuwenden, auf Grund derer dann der Negationsskopus klar bestimmt werden kann. Mit Hilfe der logisch-semantischen Relationen auf der modalen Ebene kann man den Unterschied zwischen innerer und äußerer Negation feststellen. Das ist nur bei gleichartiger Verwendung des MVs möglich. Hauptsächlich MV in den nicht-epistemischen Bedeutungen tendieren zur Negation. Typisch für epistemisch gebrauchte MV ist, dass nur wenige (7% von allen negierten MV) im Negationsskopus vorkommen.

Die Darlegungen sollen eine Relation zwischen der formalen und inhaltlichen Seite der Negation charakterisieren. Die kontrastive Untersuchung hat gezeigt, dass sich das Slowakische in einigen Fällen vom Deutschen unterscheidet (doppelte Negation). Zusammenfassend kann man formulieren, dass in beiden Sprachen der Negationsskopus festliegt, keine freie Interpretation zulässt. Diese Ansicht ist durch die Anwendung der Negation Placement Strategy bestätigt worden. Im Artikel bemühen wir uns, die Auswirkungen der Negation im modalen Bereich auf Grund der semantisch-logischen Beziehungen zu erklären und so zwischen oberflächlicher und tatsächlicher Negation zu unterscheiden.

Es wird auch gezeigt, dass die Beziehung zwischen Negation und Modalität eng ist. Man kann aber die Negation nicht als einen primären Gegenstand der Modalität verstehen. Formal gesehen ist die Negation in der Satzstruktur verankert. Dieser Artikel soll aber zeigen, dass die Negation mit ihren Auswirkungen auf das modale Feld bedeutungsunterscheidend ist. Diese Tatsache wird dann auch im pragmatischen Sinne reflektiert, indem die logischen Äquivalenzen im modalen Feld gerade auf der Wechselbeziehung zwischen modalem Feld und der Negation aufbauen. So gilt die Negation nicht nur als ein formaler Faktor der Satzstruktur, sondern bildet einen wichtigen Gegenstand der Äußerungsbedeutung in der Kommunikation.

Literaturverzeichnis

- van der Auwera, Johan** (2001): On the typology of negative modals. – In: Hoeksema et al. (eds.): *Perspectives on negation and polarity items*. Amsterdam: Benjamins.
- Dvonč, Ladislav et. al.** (1996): *Morfológia slovenského jazyka*. – Bratislava: Vydavateľstvo SAV.
- Eisenberg, Peter et al.** (1995): *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. Bd. 4, – Mannheim: Dudenverlag.
- Engel, Ulrich** (1996): *Deutsche Grammatik*. – Heidelberg: Groos Verlag.
- Fritz, Thomas A.** (2000): *Wahr-Sagen: Futur, Modalität und Sprecherbezug im Deutschen*. – Hamburg: Helmut Buschke Verlag.
- de Haan, Ferdinand** (1997): *The interaction of negation and modality. A typological study*. – New York etc.: Garland.
- Hansen, Björn** (2001): *Das slavische Modalauxiliar*. – München: Otto Sagner Verlag.
- Pavlovič, Jozef** (2003): *Negácia v jednoduchej vete*. – Bratislava: Slavistický kabinet SAV.
- Zifonun, Gisela – Hoffmann, Ludger – Strecker Bruno** (1997): *Grammatik der deutschen Sprache*, Bd. 3. – Berlin: Walter de Gruyter.

Neologismus in Presstexten

Ida Marečková

1. Zum Konzept des Neologismus in diesem Beitrag

Neologismen werden als neue Wörter im Wortschatz bzw. als „neue lexikalische Ausdrücke zur Bezeichnung neuer Denotate“¹ bezeichnet. In einem gewissen Maße entspricht diese sehr simplifizierte Auffassung der Wahrheit. Hinter dieser jedoch verstecken sich zahlreiche Fragen, die bei der Beschreibung des Neologismus von großer Bedeutung sind. Zu diesen zählen:

- 1) Wann kann von einem Neologismus gesprochen werden?
- 2) Ist eine Neubedeutung ein Neologismus?
- 3) Wie kann ein Neologismus von Erscheinungen der LI² abgegrenzt werden?
- 4) Wie setzt sich der Neologismus im Sprachgebrauch durch?
- 5) Wie lange bleibt ein Neologismus im Sprachgebrauch als ein Neologismus?

Es soll in Kürze auf diese Fragen eingegangen werden, da die bisherigen Definitionsversuche des Neologismus uneinheitlich ausfallen und zugleich mit Blick auf unterschiedliche Forschungsansätze formuliert sind. Daher soll hier eine klare Auffassung von Neologismus gewonnen werden. Die zu formulierende Auffassung soll der weiteren Untersuchung dienen. Grundsätzlicher Ausgangspunkt ist hier die komprimierende Definition der Neologismen in Anlehnung an al – Waldi³, Kinne und Herberg⁴, nach der ein „Neologismus eine lexikalische Einheit bzw. eine Bedeutung ist, die in einem bestimmten Abschnitt der Sprachentwicklung in einer Kommunikationsgemeinschaft aufkommt, sich ausbreitet, als sprachliche Norm allgemein akzeptiert und in diesem Entwicklungsabschnitt von der Mehrheit der Sprachbenutzer über eine gewisse Zeit hin als neu empfunden wird.“ Diese Definition beinhaltet viele wichtige Fragestellungen, die im Zusammenhang mit den Neologismus bereits mehrmals formuliert wurden. Demnach wird der Neologismus als eine lexikalische Einheit verstanden, d. h. als eine Einheit aus Form und Inhalt.

Daher kann es zur Neuerung ihrer beiden Bestandteile kommen, oder nur zur Neuerung der Inhaltsseite, also der Bedeutung. Gerade die Existenz bzw. Nicht-Existenz einer Neubedeutung (Neosemantismus, Neusemem) erwies sich als problematisch. Diskutabel ist vor allem die Fragestellung, wann von den Neubedeutungen als einer berechtigten Gruppe der Neologismen gesprochen werden kann. Gemäß dem Sachwörterbuch für deutsche Sprache⁵ wird die Neubedeutung als „innerhalb eines bestimmten Zeitraumes neu entstandenes Semem eines in der Sprache schon vorhandenen Wortes“ definiert. Von einer Neubedeutung kann also gesprochen werden, wenn zu einer bereits im Sprachgebrauch vorhandenen lexikalischen

¹ Teubert (1998: 129).

² LI – lexikalische Innovation, da der Neologismus als eine der Erscheinungen der LI bezeichnet wird, soll hier festgelegt werden, wie er sich von den anderen LI unterscheidet bzw. welche LI nicht für einen Neologismus gehalten werden. Zu dieser Fragestellung gehört die Abgrenzung von den okkasionellen Bildungen sowie die Problematik der Neudeutung (Neosemantismus) und ob eine Neubedeutung als Neologismus bezeichnet werden kann.

³ al – Waldi, (2005: 152).

⁴ Herberg./Kinne (1998: 2).

⁵ Sommerfeldt/Spiwow (1989: 155).

Einheit zu einem gewissen Zeitpunkt ein ganz neues Semem hinzukommt. Eine eindeutige Festlegung eines neu entstandenen Semems ist mit einer Reihe von Zweifelsfällen verbunden. Zu solchen werden in Anlehnung an Kinne⁶ durch den veränderten Kontext entstandene Varianten eines alten Semems und neue Gebrauchsweisen von Altlexemen gezählt. Nach Kinne⁷ bezieht sich „Neubedeutung auf im Deutschen etablierte mono- und polyseme Lexeme, zu deren vorhandenem Semem bzw. Sememen ein (sich von diesem/diesen klar unterscheidbares) neues Semem hinzugekommen ist.“ Kinne berücksichtigt in seiner Definition auch die polysemen Lexeme, da bei diesen eine zum bestimmten Zeitpunkt in den Vordergrund geratene Bedeutung für ein neues Semem gehalten werden könnte. Er verneint die Möglichkeit der Entstehung eines Neosemantismus im genannten Fall entscheidend. „Sofern bei einer polysemen Wortschatzeinheit lediglich eine bereits vorhandene (möglicherweise sogar bisher nur untergeordnete bzw. im Sprachgebrauch selten realisierte) Bedeutung gegenüber einer anderen Bedeutung im Rahmen einer Neuentwicklung in auffälliger Weise dominant wird und somit andere Bedeutungen möglicherweise stark (oder völlig) zurückdrängt, liegt gemäß unserer Neologismus-Definition kein Neologismus Typ Neubedeutung/Neusemem vor, sondern eine im Rahmen lexikalischer Innovation untergeordnete Neuerung.“ Die Entscheidung, ob eine polyseme lexikalische Einheit vorliegt, könnte sich bei Neologismen einer bestimmten Periode, die für Altlexeme gehalten werden, als problematisch erweisen, zumal die Erfassung bzw. lexikografische Kodifizierung der Neologismen nicht immer als vollständig bezeichnet werden kann. So könnte beispielsweise ein Neologismus der 90er als monosem anstelle von polysem erfasst werden. Die einige Jahre später dominant gewordene Bedeutung könnte demzufolge für eine Neubedeutung gehalten werden. Diese Überlegung bewegt sich auf einer rein hypothetischen Ebene. Im Verlauf der Untersuchung konnte kein Beweis für diese Behauptung gefunden werden. Lediglich ist jedoch festzuhalten, dass die Festlegung einer Neubedeutung, nicht nur bei polysemen Wörtern, nicht immer eindeutig verläuft. Kinne⁸ lässt zu, dass die „kontextuell bedingten Varianten eines nicht neuen Semems keine Neubedeutung konstituieren“, jedoch „inwieweit Bedeutungsnuancierungen (...) tatsächlich eine echte Bedeutungserweiterung darstellen und somit ein neues Semem konstituieren, ist im Einzelfall (aber wohl nicht immer eindeutig) zu entscheiden.“

Bei der Analyse der Neologismen der 90er Jahre konnten viele Belege, deren Verwendungsweise sich von der ursprünglichen Verwendung unterschied, wie auch Belege, die sich im Laufe der Jahre an veränderte Gebrauchsbereiche binden, festgestellt werden. Daher wurden in diesem Beitrag solche Belege als eine selbstständige Gruppe neben einer selbstständigen Gruppe der Neubedeutungen erfasst. Veränderte Verwendungen sowie Gebrauchsbereiche gehören zu den Erscheinungen, die bei den Neologismen der 90er Jahre festgestellt werden konnten.

Ein weiterer Aspekt, der bei der Auffassung des Neologismus eine wesentliche Rolle spielt, ist seine Abgrenzung von den anderen Erscheinungen der lexikalischen Innovation, natürlich, soweit es geht. Es bestehen nämlich gewisse graue Übergangszonen zwischen den einzelnen Phänomenen. Eine scharfe Linie zwischen ihnen kann nicht gezogen werden. Dies ist unbestreitbar hinsichtlich der starken Veränderungsdynamik gerade in diesem Bereich des Wortschatzes. Es gibt unterschiedliche Auffassungen zur lexikalischen Innovation als solchen. Auf einer sehr allgemeinen⁹ Ebene wird sie als Gegenteil von lexikalischer Kontinuität beschrieben. In diesem Beitrag werden in Anlehnung an Kinne die bereits im Zusammenhang

⁶ Kinne (1995: 345).

⁷ Ebenda.

⁸ Ebenda.

⁹ Géraudan (2007).

mit Neosemantismus erwähnten Erscheinungen, wie der Neugebrauch von Altlexemen, die Wandelerscheinungen innerhalb der Grammatik, der Kollokation, die Bedeutungsdominanz (bei polysemen Lexemen) oder die emotionale/kritische Bewertung eines Lexems, für lexikalische Innovationsmöglichkeiten gehalten. Einerseits werden diese Phänomene für „eine im Rahmen lexikalischer Innovation untergeordnete Neuerungen“,¹⁰ daher für keine Neologismen im Kinneschen Sinne gehalten. Andererseits stellten sie sich als eine Art Eigenschaften der untersuchten Neologismen der 90er Jahre heraus. Dabei habe ich im Sinne vor allem die veränderten Gebrauchssphären und -weisen, kontextuell bedingte Verbreitungen sowie kontextuell bedingte Bedeutungsverschiebungen, bei denen es jedoch nicht zur Herausbildung einer neuen Bedeutung kommt, sowie Gewinnung emotionaler bzw. kritischer Wertungen im Laufe der zeitlichen Entwicklung. Es konnte bewiesen werden, dass die analysierten Neologismen der 90er Jahre in direkter Verbindung mit Erscheinungen wie veränderte Gebrauchsweisen und -bereiche, veränderte Kollokationen, Kontexte und emotionelle Wertungen stehen.

Eine weitere Frage im Zusammenhang mit den Neuheiten im Wortschatz wird an das Phänomen der okkasionellen Bildungen gestellt. Sie stellen ein gewisses Vorstadium in der Entwicklung einer lexikalischen Neuerung zum Neologismus dar. Daher kann man behaupten, dass anfänglich jeder Neologismus eine einmalige lexikalische Neuerung ist, die sich entweder verbreitet, akzeptiert werden kann und sich dann folglich im Sprachgebrauch durch die Lexikalisierung verankert, oder als Erscheinung eines individuellen Schöpfungsaktes nur in bestimmten Kontexten und von einer bestimmte Gruppe individueller Nutzer verwendet wird. Im ersten Fall geht es um Neologismus, im zweiten Fall um Okkasionalismus. Obwohl jeder Neologismus am Anfang ein Okkasionalismus war, gilt dieser Grundsatz nicht umgekehrt d. h. nicht jeder Okkasionalismus entwickelt sich zu einem Neologismus. Jeder Okkasionalismus entspringt einem individuellen Schöpfungsakt. Unterliegt er nicht denn erwähnten Vorgängen der Verbreitung, Akzeptierung durch die Sprachgemeinschaft sowie der Lexikalisierung, kann er nicht zum festen Bestandteil des allgemeinen Wortschatzes gerechnet werden. Auf der anderen Seite sind die Okkasionalismen als individuelle, im allgemeinen Wortschatz nicht verbreitete Einheiten während eines bestimmten zeitlichen Abschnitts vorhanden, und dienen beispielsweise als Textverflechtungsmittel, syntaktische Komprimierungsmittel, füllen die Bezeichnungslücken im Text aus. Die Neologismen hingegen integrieren sich in den Wortschatz als dessen feste Bestandteile, natürlich nach einer gewissen Entwicklungszeit. In der einschlägigen Literatur sind mehrere Kriterien festgelegt worden, mithilfe derer diese Erscheinungen voneinander abgegrenzt werden können, zumal zwischen ihnen beträchtliche Übergangszonen und eine gewisse Dynamik existiert. Bei diesen Kriterien handelt es um die bereits erwähnte Verbreitung im Wortschatz der jeweiligen Sprache, Akzeptabilität durch die Mehrheit der Sprachteilnehmer, die darauffolgende Usualisierung¹¹ und die Lexikalisierung.¹²

Werden diese Kriterien erfüllt, geht man nicht mehr von einem Okkasionalismus, sondern von einem Neologismus aus. Allerdings kann man nicht eindeutig voraussetzen, dass wenn die genannten Kriterien erfüllt bzw. nicht erfüllt werden, es sich entweder um einen Neologismus oder - ex negativo - um einen Okkasionalismus handelt. Zwischen beiden Kategorien bestehen dynamische Beziehungen, die in einem direkten Zusammenhang mit ihrer Entwicklung

¹⁰ Kinne (1995: 345).

¹¹ Jesenšek, (1998: 52): Usualisierung als Prozess der allmählichen Übernahme eines neuen Wortes in den allgemeinen Gebrauch innerhalb der Sprachgemeinschaft.

¹² Lexikalisierung im Sinne von Lewandowski als „Eingang in das Lexikon (...) einer Sprache als ganze und fertige Einheit“ (Lewandowski (1994 Bd. 2: 665) und nicht unbedingt als die Lexikalisierung im engeren Sinne nach Kinne, also als lexikalische Kodifizierung in einem Wörterbuch.

im System des Wortschatzes stehen. Jesenšek stellt in diesem Zusammenhang fest, dass „feste Abgrenzungen offensichtlich nicht möglich sind.“¹³ Hinsichtlich dieser These und der Tatsache, dass sie zwischen diesen beiden Kategorien der lexikalischen Innovation dynamische Beziehungen voraussetzt, formuliert sie ihre Definition der Neologismen: „(...) Neologismen sind neue Lexeme bzw. neue Lexikoneinheiten mit relativ selbstständiger lexikalisch-begrifflicher Bedeutung, während Okkasionalismen den Lexemstatus (noch) nicht erreicht haben.“ Mit der Erfüllung der aufgeführten Kriterien entspringt ein weiteres, mit der erwähnten Dynamik eng zusammenhängendes Problem: Nicht immer und nicht immer zu einem gewissen Zeitpunkt ist die Entwicklung eines Neologismus eindeutig vollzogen bzw. es kann dazu kommen, dass einige Kriterien erfüllt werden, hingegen ein Teil vorerst unerfüllt bleibt. Beispielsweise können die lexikalischen Neuerungen bis zu einem gewissen Maß verbreitet und akzeptiert sein, jedoch müssen sie noch nicht in den allgemeinen Wortschatz übergegangen sein, sondern existieren zum Beispiel nur innerhalb bestimmter funktionaler Stile. Ich halte diese Kriterien bzw. das Maß, zu welchen sie erfüllt sind, für relativ und nicht immer eindeutig nachweisbar. Ähnlich stellt Jesenšek¹⁴ fest, dass obwohl wesentliche Kriterien, die der Festlegung einer Neuerung als Okkasionalismus (also der Unterscheidung des Okkasionalismus von Neologismus im Sinne dieser Arbeit) dienen, die Usualisiertheit und Lexikalisiertheit sind, „bleibt die eigentliche Entscheidung darüber notwendigerweise und weitgehend individuell und daher stark subjektiv beeinflusst.“ Sie schreibt weiter: „Man kann als Kommunikationsteilnehmer nicht wissen, ob ein als okkasionell eingestuftes Wort nicht etwa schon häufiger vorkommt, so dass es nicht mehr individuell und/oder textgebunden, sondern möglicherweise zum Teil schon usualisiert ist.“ In diesem Zusammenhang entspringen neue Fragestellungen. Wie kann die Identifizierung einer lexikalischen Neuerung als Neologismus im allgemeinen Wortschatz nachgewiesen werden? Das Kriterium der Lexikalisierung bzw. Kodifikation in einem Wörterbuch, das von Kinne¹⁵ als das letzte Stadium der Etablierung eines Neologismus im Wortschatz und zugleich als Anzeichen für den Verlust der Eigenschaft des Neuen anerkannt wird, kann nicht als einziger Aspekt bei der Feststellung eines Neologismus eine Rolle spielen. Nicht alle Neologismen sind nämlich in den Papierwörterbüchern festgehalten. Aus diesem Grunde halte ich mich in diesem an die von Teubert formulierten Thesen. Er hält die Tatsache, dass „ein bestimmtes (neues) Wort bisher nicht in Wörterbüchern verzeichnet war, für kein hinreichendes Kriterium“¹⁶, um von einem Neologismus sprechen zu können. In diesem Zusammenhang ist vor allem die Belegdauer der Neologismen wichtig (mindestens ein Jahr im Wortschatz belegbar), ihre Beleghäufigkeit sowie ihre distributive Vielfalt über verschiedene Textsorten und Textgenres. Ich entnahm die untersuchten Belege dem Wörterbuch der Neologismen *elexico*¹⁷ und verfolgte ihre weitere Entwicklung nicht nur im Laufe der 90er Jahre, sondern auch ihr weiteres Bestehen und ihre Entwicklung im Wortschatz nach 2000. Den ersten beiden Kriterien nach Teubert wird hier Rechnung getragen, da die analysierten Belege mehr als ein Jahr im Wortschatz belegbar waren. Das Teubertsche Kriterium der Vielfalt der Texte in Hinsicht auf verschiedene Genres und funktionale Stile, in denen sich die analysierten Belege befinden, wird hier nur bedingt gewährleistet. Die hier durchgeführte Untersuchung ist der Entwicklung der Neologismen im Wortschatz der Publizistik gewidmet. Es ist wichtig anzumerken, dass gerade die Sprache der Presse die verschiedenen Entwicklungstendenzen, darunter auch die neuen Wörter im Sprachgebrauch komplex reflektiert und archiviert. Zu-

¹³ Jesenšek (1998: 34–35).

¹⁴ Jesenšek (1998: 96).

¹⁵ Kinne (1995).

¹⁶ Teubert (1998: 135).

¹⁷ www.ids-mannheim.de/elexico.

gleich werden diese Tendenzen gerade durch die Presse als Mittel der Massenkommunikation verbreitet. Die Belege wurden weiter im Archiv der geschriebenen Sprache der Mannheimer Korpora des Instituts für deutsche Sprache¹⁸ untersucht, die überwiegend Belege aus den Zeitungartikeln beinhalten. Bei den Neologismen wurde nach den Eigenschaften der Neuheit und der Verbreitung und weiteren Entwicklung im Wortschatz der Presse gesucht.¹⁹

2. Neologismen im Wortschatz der Publizistik

Im Kontext der Untersuchung stelle ich mir ferner diese grundsätzlichen Fragen:

- 1) Wie verhält sich der Neologismus in Presstexten?
- 2) Welche sind seine Eigenschaften in Presstexten:
 - a) Kommt es zu Bedeutungsveränderungen?
 - b) Kommt es zu Veränderungen der Gebrauchssphäre?
 - c) Trägt der Neologismus eine Bewertung?
 - d) Kommt er in bestimmten Genres/Textsorten²⁰ vor?

Mit diesen Fragestellungen befasste ich mich in erster Linie im Zusammenhang mit den Neologismen der 90er Jahre.²¹ Hier interessierte mich vor allem, ob sich diese Lexeme nach dem ungefähr zehn- bzw. fünfzehnjährigen Abstand immer noch im aktiven Sprachgebrauch befinden bzw. befanden. Von dieser Grundvoraussetzung wickelten sich die oben aufgeführten Fragestellungen zum Neologismus in den Presstexten ab.

3. Neologismus und veränderte Gebrauchssphäre

Bei einer überwiegenden Mehrheit der Neologismen der 90er Jahre konnte in ihrer Entwicklung nach dem Jahre 2000 festgestellt werden, dass sich die Sphären ihres Gebrauchs veränderten. Nach der in diesem Beitrag vertretenen Auffassung geht es bei solchen Fällen um keine Erweiterung oder Veränderung der Bedeutung als solchen, sondern schlicht und einfach um eine weitere Entwicklung der Neologismen 90-er Jahre. Bei einer erstmaligen Entscheidung, ob es sich bei einem bestimmten Wort um einen Neologismus des Typs Neubedeutung handelt, verwendet Kinne nämlich bestimmte Kriterien, mit denen ich mich am Anfang des Beitrags detaillierter befasste. Nach diesen Kriterien würde es sich bei einer veränderten Gebrauchssphäre um keinen Neologismus bzw. Neubedeutung im wahren Sinne des Wortes handeln. Wir haben es hier jedoch bereits mit Neologismen zu tun. Die Veränderung des Gebrauchsbereichs in ihrer Entwicklung wird in diesem Zusammenhang als eine der meist belegten Eigenschaften der Neologismen verstanden. Die zweite wesentliche Eigenschaft ist

¹⁸ www.ids-mannheim.de/COSMAS: W Archiv der geschriebenen Sprache, alle öffentlichen Korpora des Archivs W darunter: St. Galler Blatt, Berliner Zeitung, Braunschweiger Zeitung, Meldungen der deutschen Presseagentur, Züricher Tagesanzeiger, Hannoversche Allgemeine, Mannheimer Morgen, Süddeutsche Zeitung, Die Zeit

<http://www.dwds.de/> <http://wortschatz.uni-leipzig.de/>.

¹⁹ vgl. die Struktur des Stichwortes in dem analytischen Teil der Arbeit.

²⁰ natürlich im Sinne der Pressesprache.

²¹ www.ids-mannheim.de/elexico.

gerade die Herausbildung einer neuen Bedeutung. Ich halte die erwähnte Veränderung der Gebrauchssphäre für ein gewisses Anzeichen für die Durchsetzung und Verbreitung und somit für eine Etablierung gewisser Lexeme, die zu einem bestimmten Zeitpunkt Eingang in den Kernwortschatz des Deutschen als Neologismus fanden. Auf der anderen Seite konnte bei manchen Neologismen der 90er überhaupt keine Veränderung festgestellt werden, obwohl sie auch nach dem Jahre 2000 im Wortschatz präsent waren.

Alarmismus wird als „übertriebene und unnötige Warnung vor sich abzeichnenden Fehlentwicklungen und Gefahren“ definiert, wobei „der Sprecher damit (mit Alarmismus) ausdrückt, dass er diese Warnungen nicht teilt oder sie für stark überzogen hält.“²² Bei *Alarmismus* konnte die Veränderung der Gebrauchssphäre bereits in den frühen 90ern festgestellt werden. Es wurde parallel in den Bereichen des Umweltschutzes, des Arbeitsmarktes und Finanzmarktes verwendet. Die Gebrauchssphäre dehnte sich weiter aus. Ende der 90er verlagerte sich *Alarmismus* in den Bereich der Sicherheitspolitik und der Innenpolitik.

*1999 Schwanitz, Dietrich, Bildung, Frankfurt am Main, Eichborn
Achtung, Rassismus voraus! Und natürlich ist dieser Alarmismus ein besonderes Merkmal der Deutschen. Aber er ist Unsinn und blockiert das Denken*

16.10. 1997, Frankfurter Rundschau, Der Schriftsteller Günter Grass feiert heute seinen 70.ten Geburtstag

Es war aber Salman Rushdie, der womöglich triftiger den Grundimpuls des Grass'schen politischen Alarmismus lokalisierte, weil er in dem Danziger Heimatvertriebenen einen Bruder im Geiste erkannte. Migranten wie Rushdie oder Grass, der eben eine Stiftung für Sinti und Roma gegründet hat, sind besorgter ums Ganze, empfindlicher für fatale Entwicklungen des Gesellschaftlichen und Staatlichen, weil ihre „Heimatländer“ imaginär geworden sind. Das schärft den Blick und sensibilisiert die Anschauung;

Dieses Lexem wurde in diesen Bereichen mit Rassismus und Rechtsextremismus in den Zusammenhang gestellt. In der Zeit nach 2000 wird *Alarmismus* in der äußeren Sicherheitspolitik, der inneren Sicherheitspolitik (Rechtsextremismus) sowie im Gesundheitswesen (im Kontext mit der Vogelgrippe und Schweinegrippe) verwendet.

*Mannheimer Morgen, 19.8. 2005, Die Vogelgrippe rückt immer näher
Wir sind in großer Sorge“, sagte Bundesverbraucherministerin Renate Künast. Sie sieht die Gefahren in illegalen Tierimporten, im Tourismus und in der Übertragung durch Wildvögel. Das Risiko, dass Zugvögel die Krankheit einschleppen, halten Wissenschaftler für real: „Wir müssen uns darauf vorbereiten, dass einzelne infizierte Vögel aus Russland auch in Europa auftauchen“, so Kurth. Doch die Behauptung, dass der Erreger noch in diesem Jahr Millionen von Menschen infizieren könne, ist für ihn „unverantwortlicher Alarmismus“;*

*Die Südosstschweiz, 28.07.2006; Ein Ausnahmezustand namens Angst
Man kann Dinge wie Wegweisungsartikel natürlich als unwichtig bezeichnen. Man kann sich aber auch fragen, warum es neuerdings das Paradoxon eines liberalen Restriktionismus gibt, warum es längst schon einen rechtsbürgerlichen Alarmismus gibt, warum die Linke immer nur reagierend Zetermordio schreit oder warum es ganz generell eine*

²² <http://www.ids-mannheim.de/projekte/elexico>: Beleg ALARMISMUS, www.wikipedia.de: Beleg ALARMISMUS.

politische Hysterie gibt, die jenseits jeder Realität steht und jede Abstimmung zu einer nationalen Existenzfrage hochstilisiert.

Es kann also von einer bedeutenden Verschiebung des Gebrauchsbereiches vom Umweltschutz bis hin zu den sicherheits- und innenpolitischen Fragen berichtet werden. Allerdings blieb die Bedeutung stets unverändert. *Alarmismus* bezeichnete und bezeichnet eine Warnung vor möglichen Fehlentwicklungen oder Gefahren, die die ganze Gesellschaft anbelangen. Die neuesten Einträge aus dem Jahre 2009 stehen in Zusammenhang mit der Vogelgrippe und dem Schweinegrippevirus, mit den Terroranschlägen durch die Rechtsextremisten, also immer mit gegenwärtigen allgemeingültigen Bedrohungen. Die Ursache für die hohe Flexibilität dieses Abstraktums, sich in andere Gebrauchsbereiche zu verlagern, sehe ich in dem breiten und allgemeingültigen Bedeutungsinhalt von *Alarmismus*. Die mit *Alarmismus* bezeichnete „übertriebene und unnötige Warnung“ kann ohne Schwierigkeiten in verschiedene Zusammenhänge gebracht werden. Man kann vor vielen und unterschiedlichen Situationen warnen. Die allgemeingültige Bedeutung und den breit gefächerten Inhalt sehe ich als den Grund für die Ausdehnung in so unterschiedliche Bereiche wie Umweltschutz, Sicherheitspolitik, Rechtsextremismus wie Gesundheitswesen.

Solidaritätszuschlag bezeichnete in den frühen 90ern „eine Sonderabgabe zur Lohn-, Einkommens- und Körperschaftssteuer für den wirtschaftlichen Aufbau der neuen Bundesländer.“²³ Im Laufe der Entwicklung im Wortschatz ist dieser Neologismus, ähnlich wie *Alarmismus*, in verschiedene Gebrauchsbereiche (wie Gesundheitswesen, Schulwesen usw.) eingetreten. In den zugänglichen Bedeutungsangaben wurde vor allem um die Behauptung gestritten, ob es beim *Solidaritätszuschlag* um eine Sondersteuer, eine steuerähnliche Abgabe oder ganz verallgemeinert um eine Sonderabgabe geht. Viel bedeutender erscheint mir durch das Bestimmungswort herbeigerufene Annahme, dass dieser Zuschlag aus Solidarität, ursprünglich zu den Gebieten der ehemaligen DDR, später auf andere Bereiche wie Gesundheits- oder Schulwesen verbreitet, bezahlt wurde oder bezahlt werden sollte. Das Bestimmungswort ist jedoch ein wenig - aus der sprachkritischen Sicht - verschleiern, da es zuerst nur in den alten Bundesländern gültig war, später jedoch auf das gesamte Gebiet der Bundesrepublik ausgeweitet wurde. Also haben die, mit denen man solidarisch sein wollte, eigentlich mitgezahlt. Diese verschleiernde Wirkung konnte bei der Verschiebung in die weiteren Gebrauchssphären genauso festgestellt werden.

Nürnberger Nachrichten, 31.05.2003; Ohrfeige aus dem Haus Eichel - Die Zukunft der Rente muss endlich diskutiert werden

Insofern darf man Eichels Vorstoß als eine schallende Ohrfeige für alle Parteien und gesellschaftlichen Gruppen verstehen, die seit Jahrzehnten den längst fälligen Systemwandel verschlafen. Und denen auch jetzt wieder nichts anderes einfällt als einfältige Klientelpolitik. Etwa die Grünen, die ihr vorwiegend junges Publikum neu entdeckt haben und am liebsten eine Art Solidaritätszuschlag für wohlhabende Rentner einführen würden. Oder die Union, die sich gegen alle Einschnitte stemmt, die ältere Menschen treffen könnten.

Nürnberger Nachrichten, 13.10.2003; Union streitet über Sozialreform - Ton wird schärfer -, Büttnerreden helfen nicht weiter

CSU-Vorsitzender Edmund Stoiber bekräftigte sein Nein zu dem von der Herzog-Kommission vorgeschlagenen Kopfpauschalenmodell in der Krankenversicherung. »Ich persönlich werde niemals einen solchen Systemwechsel mitmachen«, versicherte auch CSU-

²³ <http://www.ids-mannheim.de/projekte/alexico>.

Sozialexperte Horst Seehofer. Der CDU-Sozialfachmann Andreas Storm schlug einen neuen Solidaritätszuschlag zur Finanzierung der Herzog-Pläne vor. Mit dem »Sozial-Soli« sollten 27 Milliarden Euro jährlich aufgebracht werden.

Nürnberger Nachrichten, 12.07.2004; Neuer Name, alte Schwächen - Rürups Ideen hören sich nur in der Theorie gut an

Denn an dieser Stelle treten wieder die Schwächen aus Rürups altem Modell zu Tage. Jetzt heißt der Umverteilungsmechanismus zwar volksnah »Gesundheits-Soli«. Doch ob die nötigen Summen - die Schätzungen reichen von 10 bis 30 Milliarden Euro pro Jahr - jemals bei den Versicherten ankommen, ist so ungewiss wie beim Vorgängerkonzept. Angesichts leerer Staatskassen ist es wesentlich realistischer, dass die Mehreinnahmen aus dem neuen Solidaritätszuschlag im allgemeinen Haushalt versanden

Immer wird die „Solidarität“ mit einer bestimmten Gesellschaftsschicht (Rentner, Studenten, Versicherte) bzw. einem Politikgebiet verbunden, jedoch dienen diese Zuschläge häufig der Füllung leerer Kassen. Im unteren Beleg soll der „neue Solidaritätszuschlag“ („Sozial-Soli“) zur Finanzierung der Herzog-Pläne mit dem Ziel, einige Milliarden Euro zu gewinnen, dienen.

Büttenreden helfen nicht weiter CSU-Vorsitzender Edmund Stoiber bekräftigte sein Nein zu dem von der Herzog-Kommission vorgeschlagenen Kopfpauschalenmodell in der Krankenversicherung. »Ich persönlich werde niemals einen solchen Systemwechsel mitmachen«, versicherte auch CSU-Sozialexperte Horst Seehofer. Der CDU-Sozialfachmann Andreas Storm schlug einen neuen Solidaritätszuschlag zur Finanzierung der Herzog-Pläne vor. Mit dem »Sozial-Soli« sollten 27 Milliarden Euro jährlich aufgebracht werden.²⁴

Ähnlich sollen durch den sogenannten „Gesundheits-Soli“ die nötigen Gelder für Auszahlung der Beträge an die Versicherten verschafft werden. Auch in diesem Kontext geht es um leere Staatskassen.

Denn an dieser Stelle treten wieder die Schwächen aus Rürups altem Modell zu Tage. Jetzt heißt der Umverteilungsmechanismus zwar volksnah »Gesundheits-Soli«. Doch ob die nötigen Summen - die Schätzungen reichen von 10 bis 30 Milliarden Euro pro Jahr - jemals bei den Versicherten ankommen, ist so ungewiss wie beim Vorgängerkonzept. Angesichts leerer Staatskassen ist es wesentlich realistischer, dass die Mehreinnahmen aus dem neuen Solidaritätszuschlag im allgemeinen Haushalt versanden.²⁵

Der „Bildungssoli“ soll aus Solidarität mit den Schul- und Ausbildungsabbrechern geschaffen werden. Auch in diesem Kontext geht es um die Gewinnung nötiger finanzieller Mittel.

Die Länder pochen vor dem Gipfel auf ihre Bildungs-Hoheit. Sie wollen sich dem Vernehmen nach bereiterklären, die Zahl der Schul- und Ausbildungsabbrecher „wenn möglich“ zu halbieren. Der Grünen-Vorsitzende Reinhard Bütikofer hat gefordert, den für den Aufbau Ost eingeführten Solidaritätszuschlag in einen „Bildungssoli“ umwandelt.²⁶

²⁴ Nürnberger Nachrichten, 13. 10. 2003; Union streitet über Sozialreform - Ton wird schärfer.

²⁵ Nürnberger Nachrichten, 12. 07. 2004; Neuer Name, alte Schwächen - Rürups Ideen hören sich nur in der Theorie gut an.

²⁶ Braunschweiger Zeitung, 14. 06. 2008; Die Schulen sind doch besser als ihr Ruf.

Der *Solidaritätszuschlag* setzte sich sehr stark, vor allem nach dem Jahre 2000, im Wortschatz durch. Von seinem ursprünglichen Ziel den „*Aufbau Ost*“ zu finanzieren, verlagerte sich die Unabdingbarkeit der Finanzierung, die Solidarität in andere Bereiche der Gesellschaft, die häufig unter Absenz der Finanzierungsmittel leiden. Das ursprüngliche Bestimmungswort *Solidarität* (oft in seiner umgangssprachlichen abgekürzten Form *Soli*) bildet oft den zweiten Teil der neu gebildeten Komposita, vgl. *Bildungs-Soli*, *Gesundheitssoli*, *Sozial-Soli*. Die veränderten Sphären des Gebrauchs werden in diesen Fällen explizit durch die Bestimmungswörter bestätigt. Nicht nur die Verbreitung in unterschiedliche Sphären des Gebrauchs von *Solidaritätszuschlag* belegt seine Befestigung im Wortschatz, sondern auch die hohe Wortbildungsproduktivität (*Soli*, *Solidarzuschlag*, *Solizuschlag*, *Bildungs-Soli*, *Gesundheitssoli*, *Sozial-Soli*) dient als Beweis für diese Behauptung. Andererseits ist die Schreibweise von diesen Zusammensetzungen abweichend, was wiederum als Beweis für eine gewisse Unsicherheit, die mit der lexikografischen „Noch-nicht-Kodifizierung“ im Zusammenhang stehen kann.

Armutsfalle ist als „sich zwangsläufig ergebende, nahezu ausweglose, durch Armut geprägte Situation“ beschrieben. Etwas präzisere Bedeutungsangabe²⁷ definiert die *Armutsfalle* als eine auswegslose Situation im Zusammenhang mit dem Bereich der Arbeit bzw. der Arbeitsleistung. „Diese (die *Armutsfalle*) entsteht, wenn das durch die Aufnahme einer Arbeit erzielte Einkommen, insbesondere im Niedriglohnbereich oder bei Teilzeitbeschäftigung, den Wegfall bisher bezogener Transferleistungen nicht ausgleicht bzw. diese nicht wesentlich übersteigt.“²⁸ Die Gebrauchssphäre dieses Neulexems ist und blieb eng an die Welt der Arbeit gebunden, mit den direkten Auswirkungen für die betroffenen Individuen. Die Bedeutung dieses Abstraktums, möglicherweise aus dem Englischen entlehnt (*poverty trap*), ist eng an die schwierige soziale Lage gebunden. Die negative Wertung, die beide Komponenten dieses Kompositum beinhalten, engt auch die Sphäre der Verwendung dieses Lexems ein. Im deutschen Kontext geht es um die Welt der sozialen Probleme. Die Bedeutung änderte sich nach dem Jahre 2000 nicht. Allerdings kam es zu einer gewissen Verbreitung, die ich jedoch nicht als eine Veränderung der Gebrauchssphäre bezeichnen würde. Diese Verbreitung wird durch eine Anzahl der Beispiele (überwiegend nach 2000) belegt, in denen die *Armutsfalle* mit diversen Problemen im sozialen Bereich zusammenfällt. *Armutsfalle* wird oft als eine Überschrift, ein übergeordnetes Wort für eine prekäre Lage im Zusammenhang mit der Arbeitswelt verwendet. So wird sie mit Invalidität, Zivildienst, Riesterreute, Pension oder Ehe gleichgesetzt, vgl.:

St. Galler Tagblatt, 25. 1. 1999:

Cool ist wer keine unnötigen Policen hat. Armutsfalle Invalidität

Tiroler Tageszeitung, 22. 2. 2000, Magazin:

Armutsfalle: Selbstbehalt?;

Salzburger Nachrichten, 22. 7. 2000:

Armutsfalle: Zivildienst

St. Galler Tagblatt, 12. 11. 1998 Wer sind die working poor?

Ein weiterer Grund für die niedrigen Löhne in diesen Branchen ist der tiefe Beschäftigungsgrad: Die Arbeitnehmer sind oft nur teilzeitlich oder im Stundenlohn angestellt. Vollends schnappt die Armutsfalle zu bei der «Arbeit auf Abruf»: Wird die Arbeitskraft nicht aufgeboden, gibt es kein Geld. Sie kann aber keine neue Stelle antreten, weil sie per Vertrag gebunden ist;

St. Galler Tagblatt, 25. 1. 1999, Cool ist wer keine unnötigen Policen hat:

Armutsfalle Invalidität

²⁷ <http://www.ids-mannheim.de/projekte/elexico>.

²⁸ Frankfurter Rundschau, 10. 08. 1999, S. 17.

Die Presse, 1. 4. 1997:
Frauen ohne Einkommen, oder - Die Ehe als Armutsfalle;
 Kleine Zeitung, 12. 7. 1999:
Pension als Armutsfalle;
 Mannheimer Morgen, 2. 2. 2008:
Armutsfalle Riester IV?
 Hamburger Morgenpost, 3. 7. 2008:
Armutsfalle Wohnnebenkosten etc.

Armutsfalle, obwohl sie im aktiven Sprachgebrauch nach dem Jahre 2000 blieb, hatte sie keine Veränderungen der Gebrauchssphäre erfahren. Es geht hier immer um den Bereich der Arbeit und des Sozialen. *Armutsfalle* trat in diesem Kontext jedoch als ein Synonym zu diversen schwierigen sozialen Lagen auf.

4. Fazit

In diesem Beitrag versuchte ich, gewisse Widersprüchlichkeiten, die bei der Suche nach dem Wesen der lexikalischen Neuerungen - Neologismen - im Wortschatz der Publizistik oft auftreten, zu erläutern. Damit habe ich vor allem die Uneinheitlichkeit der Kriterien, die der Festlegung einer lexikalischen Neuerung als Neologismus dienen, im Sinne. Neologismen können in unterschiedliche Zusammenhänge mit anderen Erscheinungen und Bereichen der lexikalischen Innovation treten. Daher ergeben sich beträchtliche Übergangszonen, sei es die Abgrenzung eines Neologismus von einem Okkasionalismus oder seine Abgrenzung von anderen Erscheinungen der lexikalischen Innovation. Eine andere Frage lautet: Soll man eigentlich diese Phänomene voneinander abgrenzen? Matussek²⁹ verwendet aus diesem Grund anstelle von expliziter Benennung - Neologismen - lieber den Ausdruck Wortneubildungen. Das heißt jedoch nicht, dass sie die okkasionellen Bildungen und Neologismen gleichsetzen würde. Eher sieht sie diese beiden Erscheinungen auf zwei unterschiedlichen zeitlichen Achsen: Auf der synchronen Achse befinden sich die Ad-hoc-Bildungen, auf der diachronen die Neologismen. Die Festlegung eines Neologismus innerhalb anderer Erscheinungen der lexikalischen Innovation wie Neugebrauch von Altlexemen, Dominanz einer Bedeutung bei polysemen Lexemen etc. kann sich als problematisch erweisen. Zur Beseitigung dieser Fragestellungen formulierte ich am Anfang des Beitrages einige grundsätzliche Fragen:

- 1) Wann kann von einem Neologismus gesprochen werden?
- 2) Ist eine Neubedeutung ein Neologismus?
- 3) Wie kann Neologismus von Erscheinungen der LI³⁰ abgegrenzt werden?
- 4) Wie setzt sich der Neologismus im Sprachgebrauch durch?
- 5) Wie lange bleibt ein Neologismus im Sprachgebrauch als Neologismus?

Des Weiteren beschäftigte ich mich mit dem Verhalten und weiterer Entwicklung der Neolo-

²⁹ Matussek (1994: 38).

³⁰ LI – lexikalische Innovation, da Neologismus als eine der Erscheinungen der LI bezeichnet wird, soll hier festgelegt werden, wie er sich von den anderen LI unterscheidet bzw. welche LI nicht für Neologismus gehalten werden. Zu dieser Fragestellung gehört die Abgrenzung von den okkasionellen Bildungen sowie die Problematik der Neubedeutung (Neosemantismus) und die Frage, ob eine Neubedeutung als Neologismus bezeichnet werden kann.

gismen der 90er Jahre in den Presstexten. Mit den drei ausgewählten Belegen versuchte ich auf die häufigste Tendenz in ihrer Entwicklung, nämlich an die Veränderung ihrer Gebrauchssphären aufmerksam zu machen.

Literaturverzeichnis

- Géraudan, Paul** (2003): *Typologie des lexikalischen Wandels: Bedeutungswandel, Wortbildung und Entlehnung*. – Tübingen: Stauffenburg.
- Herberg, Dieter/Kinne, Michael** (1998): *Neologismen*. – Heidelberg: Groos Verlag. (= Studienbibliographien Sprachwissenschaft 23).
- Jesenšek, Vida** (1998): *Okkasionalismen. Ein Beitrag zur Lexikologie des Deutschen*. – Maribor: Slavistično društvo, Slovensko društvo učiteljev nemeškega jezika = Slowenischer Deutschlehrerverband (= Zora 2).
- Kinne, Michael** (1995): Der lange Weg zum deutschen Neologismenwörterbuch. Neologismus und Neologismenlexikographie im Deutschen: Zur Forschungsgeschichte und zur Terminologie, über Vorbilder und Aufgaben. – In: Wolfgang Teubert (Hg.): *Neologie und Korpus*. – Tübingen: Narr Verlag (= Studien zur deutschen Sprache 11), 63–110.
- Matussek, Magdalena** (1994): *Wortneubildung im Text. Beiträge zur germanistischen Sprachwissenschaft*. – Hamburg: Helmut Buske Verlag.
- Sommerfeldt, Karl-Ernst – Spiewok, Wolfgang** (1989): *Sachwörterbuch für die deutsche Sprache*. – Leipzig: VEB.
- al Waldi, Doris** (2005): Neuer Wortschatz. Neologismen im Deutschen seit den 90er Jahren. – In: Michail L. Kotin et al. (Hrsg): *Das Deutsche als Forschungsobjekt und als Studienfach. Synchronie – Diachronie – Sprachkontrast – Glottodidaktik*. Akten der internationalen Fachtagung anlässlich des 30-jährigen Bestehens der Germanistik in Zielona Góra. – Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang, 157–172.

Queer als Theorie und rezeptionsästhetischer Ansatz

Ján Demčišák

1. Zum Begriff *Queer*

Am Anfang der folgenden Auseinandersetzung mit der *Queer*-Theorie wäre sicherlich die einschlägige Definition von *queer* zu erwarten und dennoch könnte hier solche Erwartung enttäuscht werden, da sich um den genannten Begriff teilweise die Aura des undefinierbaren, wandelbaren und uneindeutigen gebildet hat, die ihn zugleich als fließendes Feld von vielen Möglichkeiten erscheinen lässt. Es widerstrebt sogar manchen Theoretikerinnen und Theoretikern, diesen Begriff in eine Zwangsjacke von terminologischer Einengung zu bringen und ihn somit erstarren zu lassen. Auf der einen Seite birgt diese Einstellung Gefahr, dass infolge der Absenz einer exakten Definition die *Queer*-Theorie nur als intuitive und unzulänglich ausgearbeitete Theorie angesehen wird, und dass sie um so mehr um Akzeptanz ringen muss (vgl. Jagose 2005: 124). Auf der anderen Seite ist es eben die Unbestimmtheit, die den „vielbeschworenen Charme“ von *queer* ausmacht.¹

Das englische Wort *queer*, das möglicherweise von deutschem „quer“ abgeleitet ist, bedeutet soviel wie seltsam, sonderbar, merkwürdig, eigen(tümlich), exzentrisch, gefälscht, fragwürdig, bzw. als Verb irreführen, etwas verderben, verpfuschen (vgl. Metzler Lexikon Gender Studies: 327; Hark 2004: 73). Insbesondere wurde und wird es aber als Schimpfwort für die Homosexuellen gebräuchlich. Um die Radikalität dieser Bezeichnung anschaulich zu machen, müsste es im Deutschen eigentlich mit „pervers“ übersetzt werden. In dieser Hinsicht widerspricht *queer* immer dem „Normalen“, der Norm und gilt deswegen als exzentrisch oder abnormal (vgl. Spargo 2001: 38), was uns wiederum die Schwierigkeit einer Definition vor Augen führen muss, denn als solches kann *queer* nur aufgrund der Relation zu dem an sich ebenso vagen Begriff „Normalität“ abgegrenzt werden. Im Bezug auf die Homosexualität heißt das *Queer*-Sein: gegen die angeblich natürliche Heterosexualität zu verstoßen, anders oder auch abartig zu sein. Trotz dieser strikt negativen und homophoben Konnotation kam es jedoch überraschenderweise dazu, dass sich die homosexuelle Subkultur dieses beleidigende Wort aneignete und dessen Bedeutung zu einem neuen Zweck reformulierte.² Dies geschah allmählich (obwohl in der Theorie immer wieder von einem „queer moment“ gesprochen wird) im Zuge der in den 60er Jahren antretenden Veränderungen in der gesellschaftlichen Positionierung der homosexuellen Community, die ihren ostentativen Ausdruck in mittlerweile fast zu Emblem gewordenen Ereignissen um Stonewall³ erreichten. Die hiermit markierte Wende in der Emanzipationspolitik von Schwulen und Lesben führte die Abwendung von den früheren bis Ende des 19. Jahrhunderts reichenden assimilatorischen Homophilenbewe-

¹ Diese Äußerung von Jagose ist vielleicht mit einem Hauch von Ironie zu lesen, was jedoch hinwieder auf das kritische Durchque(e)ren der eigenen Theorie verweisen würde (vgl. Jagose 2005: 14).

² Ähnliche Veränderung machte z. B. auch der Begriff „gay“ durch. Zu der Geschichte des Gebrauchs von *queer*, *gay* etc. vgl. Jagose 2005: 97.

³ Am 27. 6. 1969 setzte sich die schwule Community gegen die Polizeirazzia im New Yorker Lokal Stonewall Inn zur Wehr, der Konflikt verlagert sich auf die Straßen und verwandelt sich zu einem offenen Kampf um das Recht auf die laute Artikulation der eigenen Identität. Dieses Ereignis bedeutet einen symbolischen Bruch mit der Politik der stillen Anpassung.

gungen herbei und bahnte zugleich die Formierung einer neuen Homo-Befreiungsbewegung an. Dieser reformorientierte radikale „gay movement“ ist unter anderem ohne den Kontext der unterschiedlichsten Protestbewegungen der damaligen Zeit nicht zu denken, die durch das öffentliche und oft militante Auftreten nicht nur Aufmerksamkeit erlangen, sondern auch eine Änderung im dem gesellschaftlichen Leben bewirken wollten. Erinnert sei zum Beispiel an Proteste der Schwarzen, Studenten, Hippies, Antikriegsaktivisten, etc. So setzt auch die moderne Schwulenbewegung auf die Kraft des Lautwerdens und des Coming-out⁴. Damit rückte die Auffassung der Homosexualität als Identität, in den Vordergrund was einerseits das Erreichen von politischen Zielen, wie auch eine Art Bündnispolitik mit ähnlichen minoritären Gruppen⁵ ermöglichte, obwohl dadurch auf der anderen Seite ein Zwiespalt zwischen *queerer* Theorie und Praxis generiert wurde: ein Widerspruch zwischen dem theoretischen Unterminieren der Identitätsauffassung und der Notwendigkeit der Identität für die Entstehung einer politisch handelnden Masse⁶. Diese Diskrepanzen zeigen und verschärfen sich dann in den späteren 80er und 90er Jahren. Das politische Engagement der schwulen Gruppen zeigt sich in dieser Zeit als Erfordernis. Und das vor allem angesichts der Aids-Krise, die wachsende, teils demagogisch verursachte Homophobie und Feindlichkeit, verstärkten Konservatismus und eine neuartige, dem Bild der Familie huldigende Ikonophilie mit sich brachte. Im Jahr 1990 wurde so auf dem Treffen der Gruppe ACT UP die Organisation „Queer Nation“ ins Leben gerufen. Unter dem provokativen Begriff *queer* sollten die teils auseinandergelassenen Gruppierungen von Schwulen und Lesben, Bisexuellen und Transgender, genauso wie viele gesellschaftliche Außenseiter vereinigt werden⁷, um eine stärkere und wirksamere Koalition zu gründen, mit dem Ziel, sich von der Uniformität, von der vorgeschriebenen Lebens- und Liebungsweise und vom Zwang einer binären hierarchisierten Logik, die die Menschen auf Grund ihres Körpers, Geschlechts, der Rasse, der sexuellen Orientierung, Lebensweise, Klasse, etc. in gute/normale und schlechte/abnormale teilt, zu befreien. Dabei ist dieser neu akzentuierte Identifizierungsbegriff paradoxerweise mit dem konservativen Ausdruck „Nation“ gepaart, was unterschiedliche pro und kontra Einstellungen und Bewertungen hauptsächlich auf der theoretischen Ebene produziert (vgl. Jagose 2005: 136ff). Unbestritten bleibt die Tatsache, dass Queer Nation zur Popularisierung des Begriffs *queer* beigetragen und auch dessen Bedeutung (bzw. den Bedeutungswandel) wesentlich geprägt hat. So findet dieser Term gleichzeitig seinen Eingang in die Welt der Theorien und fasst dort Fuß.

⁴ Coming-out hängt u. a. mit dem Gefühl vom Stolz (homo /gay zu sein), aber auch mit dem Verschieben der Grenzen der Privatsphäre zusammen. Es hat jedoch auch eine erkenntnistheoretische Dimension. Zu Coming-out vgl. „Die Epistemologie des Verstecks“ von Sedgwick (2003).

⁵ Parallelität in der Auffassung von Homosexualität als Minorität setzt sie auf eine ähnliche Ebene mit den auf Grund der Klasse, Rasse oder Geschlecht unterdrückten Gruppen und lässt eine Art von Allianzen in Betracht ziehen (z. B. Homosexuelle und Frauen als gemeinsame Gegner des Patriarchalsystems). Obwohl andererseits auch eine Art Konkurrenz zwischen diesen Gruppen bestehen kann.

⁶ Ein ähnlicher Widerspruch ist auch zwischen dem theoretischen Feminismus und der feministischen politischen Praxis zu beobachten, also zwischen der Auffassung von Frau als politische Kategorie einerseits und Frau als einer nicht mehr haltbaren Kategorie innerhalb der Gender-Theorie andererseits.

⁷ Einen interessanten Vermerk zur der ethischen Dimension eines solchen Sammelbegriffs macht Nina Degele, denn die sexuellen Randpositionen betreffen auch Pädophile, Zuhälter, Kannibalen etc. (Degele 2008: 42, Anm. 9).

2. *Queer* als Theorie

Die Einführung in das wissenschaftliche und akademische Umfeld verdankt *queer* unter anderem der Literaturwissenschaftlerin Teresa de Lauretis, die das Wort als Theorem bereits 1989 für eine Konferenz in Santa Cruz (Kalifornien) wählte und es mit dem Vorhaben, die begrenzten Begriffe schwul und lesbisch zu überwinden, zum Projekt der „Queer Theory“ erklärte. Das anschließend 1991 von ihr herausgegebene Heft der Zeitschrift „differences. A Journal of Feminist Cultural Studies“ widmet sich explizit der neu entstehenden *Queer*-Theorie. Einer schnellen Etablierung dieser theoretischen Richtung verhalfen v. a. zwei Tatsachen: ihre Anknüpfung an die bereits akademisch verankerten Schwul-lesbischen Studien (gay and lesbian studies), die natürlich nur dank der vorherigen Emanzipations- und Befreiungsbewegung an einigen Universitäten bereits existierten, und zweitens ihr Zusammenhang mit der Problematik und den Theorien der Frauen-, Männer- und Geschlechter-Forschung (women studies, men studies und gender studies), mit denen sie in einer Beziehung der gegenseitigen Ergänzung, Beeinflussung und der kritischen Hinterfragung steht.

Wie bereits erwähnt wurde, könnte die Herausbildung der *Queer*-Theorie als Umformung und Vereinigung der früheren Schwulen und Lesbischen Studien verstanden werden.⁸ Die Theoriebildung um Queer überschreitet jedoch so eine trivial formulierte Verbindung, weil sie unbedingt in das Geflecht der Auseinandersetzungen der Gender-Theorien eingewoben ist (oder eben aus diesem Gewebe hervorgeht) und in mehr oder weniger enger Beziehung zu den Fragen des Feminismus steht⁹, was zugleich heißt, dass viele Berührungspunkte in ihrem theoretischen und begrifflichen Apparat festzustellen sind. Im Allgemeinen versuchen sich die *Queer*-Studien vom Feminismus (und den Gender-Theorien), der die Fragen der Geschlechterverhältnisse in den Vordergrund rückt, als Theorien der Sexualität zu differenzieren¹⁰. Dass sich diese Spezifikation auch im deutschsprachigen Raum durchgesetzt hat, beweist unter anderem auch Andreas Kraß in seiner Einführung zu den *Queer*-Studien. Obwohl er klar macht, dass es nicht möglich ist, die Breite der „Queer Theory“ und „Queer Studies“ zu beschreiben, deren drei signifikante Züge¹¹, auf die er sich konzentriert, verbindet eben der Aspekt der Sexualität. Derselbe Bezugspunkt ist auch für die HerausgeberInnen und ÜbersetzerInnen von Jagoses Buch wichtig. In ihrer Auffassung des Wissenschaftsfeldes und der Fragestellungen von *Queer* „wird folglich Kultur – insbesondere Literatur, Sprache und die sogenannte Populärkultur – daraufhin befragt, wie sie (Hetero-)Sexualität formen, und umgekehrt, wie (Hetero-)Sexualität Kultur formt und bestimmt.“ (Genschel et al. 2005: 169). *Queer*-Theorie stellt also eine spezifische kulturwissenschaftliche Perspektive dar.

Queer steht eindeutig im Gedankengerüst des poststrukturalistischen Kontextes¹² und als

⁸ Bei Ralph J. Poole scheinen z. B. „gay and lesbian theory“ und „queer theory“ durchaus äquivalente Begriffe zu sein. (Pool 1995: 121). Die Beziehung zwischen den Bezeichnungen schwule und lesbische Theorien einerseits und der Queer-Theorie andererseits ist wie zwischen Feminismus und Gender.

⁹ Es ist zu berücksichtigen, dass die führenden TheoretikerInnen der *Queer*-Theorie wie Butler, Lauretis, Halperin, Sedgwick, Case Positionen des Feminismus vertreten, obwohl ihnen oft vorgeworfen wird, dass der Standpunkt von *queer* unfeministisch ist.

¹⁰ Die „feinsäuberliche Trennung“ des Blickwinkels in Richtung Geschlecht oder Sexualität wird hingegen z. B. von Butler, Jagose oder anderen WissenschaftlerInnen kritisiert (vgl. Jagose 2005: 154).

¹¹ Kraß widmet sich in der Vorstellung der *Queer* Theorie als kulturwissenschaftliches Projekte den Problemen der Performativität, Historizität und Semiotik der Sexualität (Kraß 2003: 20).

¹² Die Verbindung von *Queer*-Theorie und Poststrukturalismus formuliert auch Alan Sinfield: „In my view queer theory is a species of poststructuralism and deconstruction.“ (Sinfield 2005: ix; ebenso

Wegbereiter der *Queer*-Theorie wirkten unter anderem der so genannte genetic turn¹³ und die Wende von der essenzialistischen zur konstruktivistischen Auffassung des Geschlechts¹⁴ und der Sexualität. Bereits Foucault wies darauf hin, dass die Homosexualität eigentlich eine Erfindung des späten 19. Jahrhunderts ist, womit er meint, dass sie im Laufe der Geschichte erst diskursiv hervorgebracht wurde, und das zuerst im medizinischen Diskurs. Dies zeugt zugleich von der Veränderbarkeit ihrer Auffassung. Tatsächlich sind in der abendländischen Zivilisation, in ihrem Denken und ihrer Epistemik eindeutig unterschiedliche sich historisch wandelnde Konzepte der gleichgeschlechtlichen Sexualität nachzuweisen. Zu den bekanntesten gehören Päderastie, Sodomie und Homosexualität.¹⁵ Obwohl Michel Foucault nicht der erste ist, der über die Konstruktion der Sexualität spricht, hat er mit seinen genealogischen Studien die Entstehung und Entwicklung der *Queer*-Theorie angeregt und wesentlich beeinflusst. Genau so wichtig wie die These der Konstruktivität war auch seine Verbindung der diskursiven Praktiken mit den Mechanismen der Macht. Die Macht entspringt laut Foucault einem Kräftespiel im diskursiven Umfeld, dem Aufeinanderwirken der Diskurse und ihrer Gegen-Diskurse (die zugleich an gesellschaftliche Institutionen, Produktionsapparate und Gruppen gebunden sind) und führt zur Spaltung des sog. Gesellschaftskörpers in ungleiche Teile. Diese Spaltung begründet ein Herrschaftsverhältnis zwischen Beherrschten und Unterdrückten und lässt zwischen ihnen eine bewegliche, veränderbare und diffuse Kraftlinie entstehen. Dabei ist die Macht nicht als negative Kraft zu verstehen, denn sie existiert eher als Auswirkung und nicht als Ursache dieses Verhältnisses und trägt immer die Möglichkeit einer Veränderung und Verschiebung der unsichtbaren Grenze in sich. Auf der anderen Seite ist mit der Machtdisposition eine regulative Praktik verbunden, die sich auf die Individuen projiziert und mit der Konstituierung der Subjektivität und der Subjektposition zusammenhängt. Die Subjektivität erweist sich als Ort, an dem es zur Überlappung verschiedener Diskurse kommt und als Ort, den die Regulationen der Macht (mit)bestimmen. Obwohl das Subjekt in die Machtverhältnisse eingebunden ist, kann es jederzeit Widerstand in Form eines Gegendiskurses (oder von Gegendiskursen) leisten, worauf sich auf diese Weise seine Freiheit begründet. Die Analysen der Machtstrategien innerhalb der Diskurse und insbesondere innerhalb des Sexualitätsdiskurses machten Foucault zu der Vaterfigur und Ikone der *Queer*-Theorie¹⁶.

Im Sinne von Foucault versucht auch Judith Butler, eine der wichtigen Gestalten der *queeren* Theoriebildung, eine Genealogie der Machtformationen durchzuführen. Sie erforscht die Verflechtung der Macht mit den Kategorien Geschlecht, Geschlechtsidentität und Begehren (sex, gender, desire). Ihrer Meinung nach sind die Macht/Diskurs-Regime im Bereich der Formierung der Identität von Phallogozentrismus und Zwangsheterosexualität geprägt. In ihrem Buch „Unbehagen der Geschlechter“ beschäftigt sie sich unter anderem mit der Differenz Geschlecht/Geschlechtsidentität, die sie radikal hinterfragt. Die Prämisse, von der sie ausgeht,

Jagose 2005: 98ff)

¹³ Zu dem Begriff genetic turn, der die Trennung von Geschlecht (sex) und Gender markiert, vgl. Braun 2000: 50ff.

¹⁴ Es herrscht fast allgemeiner Konsensus darüber, dass das Geschlecht im Sinne eines sozialen Geschlechtes (gender) ein soziokulturelles Konstrukt ist, die These von Butler, dass nicht nur gender, sondern auch sex eine diskursiv hervorgebrachte Entität ist, bleibt von vielen umstritten oder missverstanden. Vgl. z. B. Butlers Reaktion vor allem auf die deutsche Rezeption ihres Buches "Gender Trouble" (Butler 1997: 9).

¹⁵ Außer der bereits bei Foucault erwähnten Päderastie und Sodomie zählt Halperin zu den sog. prähomosexuellen Konzepten noch die Effemination und Freundschaft (vgl. Halperin 2003: 181).

¹⁶ Foucault wurde in diesem Zusammenhang von David Halperin auf kritische Weise sogar als Heiliger bezeichnet. Zu Beziehung der Queer-Theorie zu Foucault vgl. Tasmin Spargo: Foucault and Queer Theory. Praha 2001.

lautet: „Ja, möglicherweise ist das Geschlecht (sex) immer schon Geschlechtsidentität (gender) gewesen, so daß sich herausstellt, daß die Unterscheidung zwischen Geschlecht und Geschlechtsidentität letztlich gar keine Unterscheidung ist“ (Butler 1991: 24). In ihrer Analyse des Diskurses um die Geschlechtsidentität entlarvt sie das Geschlecht (sex) als scheinbar vordiskursiv gegebenen Effekt der kulturellen Konstruktion, der zugleich seine diskursive Produktion verschleiert. Die feministische Forschung und Politik (insbesondere in Deutschland) betrachtete diese These als reine Provokation und so kam es zu einer regen Auseinandersetzung mit Butler und ihrer Kritik an der Kategorie „Frau“ als auch an dem Begriff der Identität überhaupt. Die frühe Rezeption konzentrierte sich dabei vor allem auf (und protestierte gegen) Butlers Aufhebung der theoretisch bereits breit anerkannten Unterscheidung zwischen dem biologischen und dem sozialen Geschlecht (sex/gender), die als These in der Frauenbewegung schon eine lange Geschichte hat und sogar bis zu Simone de Beauvoir zurückreicht. Meistens wurde jedoch der Fakt, dass Butler im Wesentlichen das Konzept der Sexualität und Heterosexualität als normierende und Identität stiftende Größe hinterfragt, eher außer Acht gelassen. Dabei sieht z. B. Sabine Hark vor allem in dem neuen Theorem der „heterosexuellen Matrix“ einen der zentralen Beiträge Butlers so für die Gender-Studien wie auch für die *Queer*-Theorie (vgl. Hark 2005: 289). Unter der heterosexuellen Matrix versteht Butler „das Raster der kulturellen Intelligibilität, durch das die Körper, Geschlechtsidentitäten und Begehren naturalisiert werden“ (Butler 1991: 219). Sie stützt sich dabei auf Begriffe wie „heterosexueller Vertrag“ (Witting) oder „Zwangsheterosexualität“ (Rich) und präsentiert ein neues epistemisches Modell der Geschlechter-Intelligibilität, in dem Geschlecht, Geschlechtsidentität und Begehren einen diskursiv verflochtenen und untrennbaren Zusammenhang bilden, das auf sexueller Binarität und Hierarchie aufbaut. Die Geschlechtsidentität ist im gewissen Sinne als Bedeutung zu verstehen, die der bereits sexuell differenzierte Körper annimmt und die als Bedeutung nur in Relation männlich – weiblich existieren kann¹⁷ und außerdem von der Komponente des Begehrens nicht zu trennen ist. In ihrem Buch „Das Unbehagen der Geschlechter“ geht sie unter anderem auf die Produktion der heterosexuellen Matrix ein und untersucht zwei Geschlechtsidentität konstituierende Mächte – das Gesetz und das Verbot – und deren Wirken. Auf der theoretischen Ebene arbeitet sie mit der Lektüre von Lévi-Strauss, Freud, Lacan, Riviere oder Rubin.¹⁸ In ihrer Schlussfolgerung ist sie mit Foucaults Kritik an der Repressionshypothese einverstanden und zeigt, dass das Begehren nicht Objekt der Repression ist, sondern vielmehr genauso wie der Körper und das Geschlecht von der Macht des Gesetzes produziert wird (vgl. Butler 1991: 118). Hinsichtlich dieser Praktik der Produktion und des Verbots „offenbart sich die Homosexualität als ein Begehren, das gerade produziert werden muss, um verdrängt zu bleiben. Oder anders gesagt: Damit die Homosexualität als distinkte gesellschaftliche Form intakt bleibt, ist es erforderlich, daß es eine intelligible Konzeption der Homosexualität und zugleich das Verbot dieser Konzeption gibt, indem sie nämlich unintelligibel gemacht wird.“ (Butler 1991: 120)

Der Begriff der heterosexuellen Matrix steht einem der zentralen Begriffe der *Queer*-Theorie – dem Terminus Heteronormativität sehr nahe. Nina Degele definiert ihn wie folgt:

„Heteronormativität ist ein binäres, zweigeschlechtlich und heterosexuell organisierendes Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkschema, das als grundlegende gesellschaftliche Insti-

¹⁷ Butler setzt sich mit unterschiedlichen Auffassungen dieser Relationen im feministischen Kontext auseinander, wobei sie darauf aufmerksam macht, dass sie alle trotz der Unterschiede auf der geschlechtlichen Asymmetrie basieren (vgl. Butler 1991: 25ff)

¹⁸ Vgl. Zweites Kapitel „Das Verbot, die Psychoanalyse und die Produktion der heterosexuellen Matrix“ in Butler 1991: 63ff.

tution durch eine Naturalisierung von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit zu deren Verselbstverständlichung und zur Reduktion von Komplexität beiträgt – beziehungsweise beitragen soll.“ (Degele 2008: 89)

Einfacher gesagt sei Heterosexualität die normale, ursprüngliche und legitime Form der Sexualität, die auf dem System von genau zwei unterschiedlichen biologischen Geschlechtern basiert, sich als „natürlich“ präsentiert und als Norm (von der es natürlich auch immer wieder Abweichungen gibt) verstanden sein will. Auch anhand der Definition des Begriffes „Heterosexualität“ in Wahrigs Deutschem Wörterbuch aus dem Jahr 1991 zeigt Hark, wie dieser Begriff mit „Empfinden“ und „Normalität“ assoziiert wird und somit unter anderem die eigentliche „Unnatürlichkeit“ der Heterosexualität verdunkelt (vgl. Hark 2005: 293). Auch Degele berücksichtigt, dass die in ihrer Definition charakterisierten Muster größtenteils unbewusst sind (oder sein können). Auch deshalb vergleicht sie die Heteronormativität mit Bordieus Habitus-Konzept, das als System dauerhafter Dispositionen und strukturierender Strukturen der gesellschaftlichen Praxis ebenso auf der Basis der unbewussten Verinnerlichung funktioniert. Darüber hinaus ist die Heteronormativität nicht nur in den Individuen, sondern auch in den gesellschaftlichen Strukturen und Institutionen eingeschrieben. (vgl. Degele 2008: 89).

Die Aufgaben der *Queer*-Theorie bestehen auch darin, das Entstehen, Funktionieren und die Folgen der Heteronormativität bzw. der heterosexuellen Matrix zu entschleiern, sie sichtbar und bewusst zu machen, die Hetero-, Bi- und Homosexualität als unnatürliche Konstrukte bloßzustellen, die scheinbar natürlich wirkende Kategorisierung innerhalb der Sexualität und folglich das stratifikatorische System der Sexualität, wie es unter anderem Gayle Rubin beschreibt (vgl. Rubin 2003: 80ff), anschaulich zu machen, zu hinterfragen und schließlich im bipolaren Denken (nicht nur hinsichtlich der Sexualität, sondern auch des Geschlechts und der Geschlechterrollen) eine destabilisierende Lücke herbeizuführen. Generell gesehen betreibt die *Queer*-Theorie vorwiegend eine diskurstheoretische Dekonstruktion und übt in Anlehnung an Derrida eine radikale Kritik am Logozentrismus (vgl. Degele 2008: 115). In den Vordergrund rücken vor allem die mannigfaltigen an hierarchische (meist polarisierte) Unterscheidungen gekoppelten Unterdrückungs- und Ausschließungsverhältnisse. Die Unterdrückung erklärenden Modelle wie Patriarchat oder Kapitalismus haben sich mit der Zeit als einseitig und veraltet erwiesen, stattdessen werden sie (oder sollten sie) durch mehrdimensionale Modelle, die das gleichzeitige Zusammenwirken von jeweils mehreren Faktoren (wie Rasse, Klasse, Geschlecht, Sexualität, Herkunft ...) innerhalb des machtpolitischen Spieles und der Herrschaftsstrukturen zu berücksichtigen und zu analysieren versuchen.¹⁹ Außer der einschlägigen Analyse geht es den *Queer*-Studien darum, das Potenzial an Subversion in diesen Systemen zu entdecken, es aufzuzeigen und es vielleicht dadurch zu aktivieren oder anzuregen. Auf diese Weise leistet auch die Theorie einen politischen Beitrag zu *queer*. Selbst Judith Butler beschäftigt sich in ihrem Buch „Körper von Gewicht“ auch mit den politischen Implikationen. Die Analysen des Abschlusskapitels zu *queer* leitet sie mit folgender Fragestellung ein: „Wie erklärt sich, daß ein Begriff, der Erniedrigung signalisiert hat, umgekehrt wurde - »umfunktionalisiert« im Brechtschen Sinne -, um eine Reihe neuer und bejahender Bedeutungen zu bezeichnen?“ (Butler 1997: 307) Bei der Suche nach der Antwort auf diese Frage und bei der Untersuchung von Mechanismen der performativen Macht greift sie auf die Nietzscheanische Zeichen-Kette und Derridas Betonung der Iteration bei performativen Äußerungen zurück. Dabei kommt sie zu folgender Schlussfolgerung:

„Wenn eine performative Äußerung vorläufig erfolgreich ist (und ich schlage vor, daß »Er-

¹⁹ Demzufolge sieht auch Degele in der Intersektionalität eine Perspektive der Queer- und Genderforschung (vgl. Degele 2008: 141ff).

folg« immer nur vorläufig ist), dann nicht deswegen, weil eine Absicht die Sprechhandlung erfolgreich regiert, sondern nur deswegen, weil die Handlung frühere Handlungen echo- gleich wiedergibt und die Kraft der Autorität durch die Wiederholung oder das Zitieren einer Reihe vorgängiger autoritativer Praktiken akkumuliert. Das bedeutet also, daß eine performative Äußerung in dem Maße »funktioniert«, wie sie die konstitutiven Konventionen, von denen sie mobilisiert wird, heranzieht und verdeckt. In diesem Sinne kann kein Begriff oder keine Erklärung ohne die akkumulierende und verschleiende Geschichtlichkeit der Kraft performativ fungieren. Diese Auffassung von Performativität beinhaltet, daß der Diskurs eine Geschichte hat, die seinen heute üblichen Verwendungen nicht bloß vorhergeht, sondern sie bedingt, und daß diese Geschichte die präsentische Sicht des Subjekts als ausschließlicher Ursprung oder Eigentümer dessen, was gesagt wird, wirkungsvoll dezentriert.“ (Butler 1997: 311f)

Daraus ergibt sich, dass die *Queer*-Forschung ihr Augenmerk auf die Formierung der Homosexualitäten richten kann und die Macht des Begriffes *queer*, seinen ursprünglichen Zweck zu entfremden und zu entstellen, näher untersuchen soll. (vgl. Butler 1997: 315)

3. *Queer* in der Literaturwissenschaft

Das theoretische Unterfangen von Butler ließe sich im gewissen Sinne auch als eine Art dekonstruktive Lektüre charakterisieren, denn ihre Gedanken kristallisieren sich im Prozess der Auseinandersetzung mit Brüchen und Unstimmigkeiten in unterschiedlichen theoretischen Schriften. Obwohl sie manchmal auch auf literarische Texte zurückgreift (z. B. Kafkas Text „In der Strafkolonie“), ist ihre Arbeit nicht von literaturwissenschaftlichem Charakter, dies wiederum verhindert jedoch nicht die literaturwissenschaftliche Anwendung ihrer Theorie.

Von Bedeutung ist vor allem die theoretische Wendung zur Körperlichkeit bzw. Materialität der Sprache. Wenn, wie Butler behauptet, das Sprechen eine körperliche Handlung darstellt, ist auch das Lesen nicht anders als körperliche Handlung zu verstehen (vgl. Strowick 2002: 56). Falls die gendertheoretische Rezeptionsästhetik im Lesen vor allem den körpergeschlechtlichen Akt sieht, so sind im Sinne der Trias Geschlecht – Geschlechtsidentität – Begehren auch die Sexualität oder das dem Körper eigene Begehren von der Lektürepraxis nicht zu trennen und ähnlich wie das Geschlecht zur Analysekatgorie der Literaturwissenschaft erklärt wurde, kann auch die Rolle des Begehrens auf der Ebene der textuellen Struktur in Erwägung gezogen werden.

Die Begehrensstrukturen innerhalb des Textes lassen sich auch als „Textbegehren“ zusammenfassen. Dieser Begriff geht auf das psychoanalytisch begründete Postulat zurück, dass die Sexualität nicht nur das Schaffen, sondern auch das literarische Werk selbst prägt und in diesen Strukturen eingeschrieben ist. Ähnlich, wie die feministisch orientierte Literaturwissenschaft vor allem in ihren Anfängen darauf hinweisen wollte, dass die (Literatur-)Wissenschaft von dem „männlichen Standpunkt“ einseitig urteilt und arbeitet, hat in den 70-er Jahren Jacob Stockinger auf die sexuelle Voreingenommenheit der Literatur aufmerksam gemacht. Der Gedanke der textuellen Sexualität impliziert zunächst textuelle Heterosexualität, was in einigen Fällen zu Missverständnissen und anderen Interpretationen des Textes führen kann (vgl. Stockinger 1987: 10). Gewisse Texte sind nämlich auch als „Homotexte“ zu lesen, folglich darf dieser Aspekt des Textes einfach nicht ignoriert oder übersehen werden. Deshalb schlägt er als Ergänzung der üblichen literaturwissenschaftlichen Ansätze das Konzept der sog. Homotextualität vor. Obwohl dieser Terminus in der Literaturwissenschaft keine Resonanz ge-

funden hat, betrachte ich ihn und Stockinger als Vorläufer der in den 80-er Jahren herausgearbeiteten Methode des Queer Reading.

Erheblicher Verdienst dabei gehört der Literaturwissenschaftlerin Eve Kosofsky Sedgwick, der angeblichen „Queen Mum of Queer-Theory“ (vgl. Kraß 2004: 238). Ihre Arbeit hing vorerst mit „Gay Studies“ zusammen und hat später zur Formierung der *Queer*-Studien beigetragen. Sedgwicks interessante Untersuchungen reichen in die 80er Jahre zurück und fokussieren vor allem die Problematik der Homosexualität in der englischen Literatur. Für die *Queer*-Theorie sind unter anderem ihre Publikationen „Between Men. English Literature and Male Homosocial Desire“ und „Novel Gazing. Queer Readings in Fiction.“ aufschlussreich. In dem erst genannten Buch entwickelt Sedgwick ein spezifisches hermeneutisches Verfahren zur Analyse homosozialer Begehrensstrukturen im Text. Unter dem soziologisch geprägten Begriff homosoziales Begehren (homosocial desire) wird eine Ansammlung von affektiven Beziehungen zwischen Personen desselben Geschlechts verstanden, die obligatorisch als Verwandtschaft, Freundschaft, Mentorenschaft, Bewunderung, Unterordnung, Rivalität etc. ausgetragen werden können (vgl. Kraß 2004: 239; Sedgwick 1992: 251). Diese homosozialen Bindungen unterliegen einer ständigen Regulierung und andererseits strukturieren sie die gesamte öffentliche oder heterosexuelle Kultur. Zum einen kann man hier die Regulierung im Sinne von Foucault mit der Machtstrategie gleichsetzen. Als regulatives Dispositiv wirkt die sog. männliche homosexuelle Angst (male homosexual panic), mit anderen Worten eine „stark psychologisierte säkulare Homophobie“ (vgl. Sedgwick 1992: 249). Zum anderen benutzt Sedgwick das kulturologische Modell von Lévi-Strauss, in dem die Konstituierung der Kultur an Exogamie gebunden ist. Die globale Tauschbeziehung innerhalb der Kultur findet immer zwischen Männern statt, die Frau spielt dabei lediglich die Rolle eines Tauschobjektes. So gesehen kann in Anlehnung an Heidi Hartmann auch das System des Patriarchats als Komplex hierarchischer auf Abhängigkeit und Solidarität beruhender Beziehungen zwischen den Männern betrachtet werden, die gemeinsam auf das Beherrschen der Frauen abzielen (vgl. Sedgwick 1992: 249). Die Homosexualität stellt innerhalb dieses homosozialen Spektrums einen „Ort der Machtausübung“ dar, der am stärksten eben diejenigen Männer kontrolliert, die sich gegen das Homosexuelle definieren. Vor allem diese Männer geraten in die Zwickmühle zwischen Manipulierbarkeit und Bereitschaft zur Gewalt (vgl. Sedgwick 1992: 250f).

Im Bezug auf die englische Literaturgeschichte diagnostiziert Sedgwick als Ort der Austragung der männlichen Angst vor Homosexualität zuerst das postromantische Genre des paranoischen Schauerromans (paranoid Gothic) und anschließend die Werke der Literatur um die Jahrhundertwende (19./20. Jh.), in deren Mittelpunkt die Figur des Jungesellen steht. In „Between Men“ steht die Untersuchung der Romane des 18. und 19. Jahrhunderts im Vordergrund. Ihre Analysen weisen eine enge Verknüpfung zur Methode der Dekonstruktion auf und als Instrument greifen sie insbesondere auf das Element der Figurenkonstellation zurück. Das zentrale Konfigurationsschema basiert in den analysierten Werken auf dem sog. erotischen Dreieck (erotic triangle), das psychoanalytisch mit dem ödipalen Dreieck (Sohn – Mutter – Vater), kulturanthropologisch mit dem Prinzip der Exogamie und literaturwissenschaftlich mit dem Lektüremodell des triangulären Begehrens nach René Girard zusammenhängt.

Bei der Analyse und dem Vergleich der Figurenkonstellationen bei unterschiedlichen Autoren konzentriert sich Girard auf die Struktur des Dreiecks, das er nicht als Gestalt, sondern intersubjektiv und als „konsequent durchgezogene systematische Metapher“ versteht. (Vgl. hier und im Weiteren die Anmerkung 2 bei Girard 1999: 323). Er geht in seinen Überlegungen unter anderem davon aus, „daß die großen Schriftsteller im Vollzug ihrer Werke intuitiv und konkret, wenn nicht formal jenes System wahrnehmen, in dem sie wie ihre Zeitgenossen ursprünglich gefangen waren“ (Girard 1999: 323). Die These von Girard lässt sich in der

queeren Perspektive mit dem System der Heteronormativität verbinden und als Frage nach dem Maß einer intuitiven und konkreten Einverleibung des heteronormativen Systems in den literarischen Werken stellen.

Um zurück auf die Bedeutung des triangulären Begehrens zu kommen: Die meisten Subjekt-Objekt-Beziehungen sind nicht einfach nur cartesianisch linear, sondern sie stehen und entwickeln sich in der Regel unter Einfluss eines Mittlers. Das Subjekt begehrt eigentlich das Begehren des Mittlers und an der Kristallisation dieser Beziehungen sind grundsätzlich Eitelkeit oder Leidenschaft beteiligt. Das Subjekt und der Mittler können sogar zu Rivalen werden. „Die Vermittlung erzeugt ein mit dem Begehren des Mittlers vollkommen identisches zweites Begehren. Das will heißen, daß stets zwei *sich widerstreitende* Begehren im Spiel sind. Der Mittler kann seine Rolle als Vorbild nicht mehr spielen, ohne zugleich die Rolle eines Hindernisses zu übernehmen oder angeblich zu übernehmen.“ (Girard 1999: 16f) Die Art der Vermittlung unterscheidet sich je nach der Größe der zwischen Subjekt und Mittler bestehenden Distanz, die einer geistigen Natur ist. So spricht Girard entweder von der externen oder internen Vermittlung. Entweder sind die Sphären des Mittlers und Subjekts unabhängig oder die Distanz zwischen dem Subjekt und dem Mittler ist so gering, dass sie sich sogar überschneiden (vgl. Girard: 1999: 18). Das Grundscheema des triangulären Begehrens ist eigentlich sehr variabel und kann verschiedene Formen annehmen: „Das Begehren gemäß dem *Anderen* ist immer das Begehren, ein *Anderer* zu sein. Es gibt ein einziges metaphysisches Begehren, doch die einzelnen Begehren, in denen sich dieses ursprüngliche Begehren konkretisiert, variieren unendlich“ (Girard 1999: 91). Abhängig davon, ob ein Schriftsteller in seinem Werk die Existenz des Mittlers aufdeckt oder nicht, wird er als romanesk oder romantisch bezeichnet. Der romantische Schriftsteller lässt also die Beziehung zum Mittler hinter einem Schleier, der romaneske dagegen enthüllt sie. Die Aufdeckung geschieht dabei vorwiegend unter Anwendung der Ironie (vgl. Girard 1999: 24ff). Die unterschiedliche literarische Schilderung bedarf schließlich zweierlei Lesestrategien, denn einerseits ist das Begehren vom Erzähler eingeleitet (romanesker Typ) oder aber muss dessen Analyse „gegen den Text“ geleistet werden (romantischer Typ) (vgl. Kraß 2004: 240f). Hier sollte man aber meines Erachtens das von Kraß gemeinte Gehenlesen der Texte nicht mit ähnlichen Vorhaben der dekonstruktiven Lektüren verwechseln.

Girard grenzt sich bei seiner Konzeption des triangulären Begehrens bewusst von dem strukturalistischen und mechanistisch wirkenden Modell von Lévi-Strauss ab und betont die zwar durchsichtige, jedoch geheimnisvoll undurchdringliche Art der zwischenmenschlichen Beziehungen, die auch irrational und chaotisch wirken können. Sedgwick dagegen, die die Dreieckskonstellationen von Girard modifiziert, kehrt ganz bewusst zu dem kulturologischen Ansatz von Lévi-Strauss zurück (vgl. Sedgwick 1992: 249). Andreas Kraß bemerkt außer dieser Öffnung zugunsten der Psychoanalyse und Ethnologie noch weitere zwei Aspekte der von Sedgwick unternommenen Modifikation, und zwar die Fixierung des Dreiecks auf die Konstellation der Rivalität zweier Männer um eine Frau und in der literaturwissenschaftlichen Anwendung dieses Modells zur Analyse der unter der heteronormativen Textoberfläche verborgenen Begehrensstrukturen eines Textes (vgl. Kraß 2004: 241). Der Beitrag von Sedgwick hilft unter anderem die Beziehungen zwischen den Männern aus dem Kontext des männlichen homosozialen Begehrens verständlich zu machen und sie zu erklären. Bei Girard dagegen stiftet das Moment einer homoerotischen bzw. homosexuellen Beziehung innerhalb gewisser triangulärer Konstellation eher Unklarheit und Verwirrung: „Nichts wird einsichtig, nichts wird verständlich, wird das trianguläre Begehren auf eine für den Heterosexuellen zwangsläufig undurchschaubare Homosexualität zurückgeführt. Ergiebiger wäre das Ergebnis, würde man die Sinnrichtung der Erklärung umkehren. Man muß versuchen, gewisse Formen der Homosexualität vom triangulären Begehren her zu begreifen.“ (Girard 1999: 55) Eine solche

Erklärung der Homosexualität wäre jedoch nichts Anderes als nur eine verschobene Bedeutung, ein Versuch das eine Konstrukt aus einem anderen abzuleiten. Zweitens, wie Kraß meint, zeugt dieses Verständnis vom Festhalten an psychoanalytisch-psychopathologischen Erklärungen (vgl. Kraß 2004: 241f) und drittens sind literarische Texte eher Abbilder der konstruierten Realität, als dass sie selbst die performative Kraft zur Konstruktion der außertextuellen Wirklichkeit hätten. Auf die Schwachstellen des Girardschen Begehrens verweist auch Jason Edwards. Er behauptet: „whilst Girard suggested that the potential solidarity of heterosexual men’s relationships to one another could be both secured and fractured by their triangular relations with women, his analysis did not take account of the way in which straight men’s close, often apparently eroticised relationships to one another in triangular relations were fractured by homophobia and homosexual panic.“ (Edwards 2009: 35) Eben die Homophobie und die männliche homosexuelle Angst gehören laut Sedgwick zu den wichtigen Elementen, die in die gleichgeschlechtlichen sozialen Strukturen wesentlich eingreifen und das homosoziale Spektrum spalten, wie schon vorher beschrieben wurde. Das homosoziale Begehren äußert sich dabei in der triangulären Konstellation Mann – Frau – Mann, in der die Männer scheinbar als Rivalen auftreten. Indem jedoch die Frau die Rolle eines Mittlers spielt, kommt eigentlich die gegenseitige Beziehung der Männer zustande.

In der Auseinandersetzung mit Sedgwick bezeugt Kraß außerdem weitere drei Variationen des erotischen Dreiecks und macht hiermit die Einseitigkeit ihres ursprünglichen Rivalitätsmodells eindeutig.²⁰ In diesem Sinne möchte ich an die Idee des oben erwähnten metaphysischen Begehrens bei Girard erinnern und auch die Weiterführung der Variationen von Kraß als nicht abgeschlossen verstehen. Die Frage danach, welcher Möglichkeiten des erotischen Dreiecks auf der Folie des homosozialen Begehrens sich die literarischen Texte bedienen, soll zum Bestandteil der *queeren* literaturwissenschaftlichen Untersuchungen werden. Diesbezügliches Fragen, wie Edwards verdeutlicht, erfolgt jedoch nicht etwa im Sinne: „Am I or is this author, character, or text gay?“ (Edwards 2009: 45), sondern soll eher mit der Auffassung der Sexualität als unabgeschlossenes Projekte verbunden werden.

Die spezifische Frage nach dem gleichgeschlechtlichen Begehren steht vor allem mit der Strategie des sog. „Queer Reading“ in Verbindung, die laut Andreas Kraß „nicht nach dem Begehren des Autors, sondern des Textes fragt. Dieses Begehren entscheidet sich nicht an der sexuellen Präferenz seines Verfassers, sondern es bildet sich ab in der Poetik und Ästhetik des Textes, in bestimmten Figurenkonstellationen, in metaphorischen und metonymischen Konfigurationen“. (Kraß 2004: 238). Im Großen und Ganzen kann *Queer Reading* als Semiotik kultureller Texte verstanden werden. Diese besondere Lesart, wie sie Kraß an einer anderen Stelle definiert, „fragt [...] nach erotischen Subtexten und Schattengeschichten, die der heteronormativen Zeichenökonomie einer literarischen (bzw. filmischen) Erzählung zuwiderlaufen. Sie rechnet mit der Möglichkeit eines Textbegehrens, das in einer unerschwelligen symbolischen Ordnung kodiert und nicht mit jenem Begehren deckungsgleich ist, das sich in den Stimmen des Autors, des Erzählers und der Figuren artikuliert“. (Kraß 2003: 22) Dabei könnte hier das in der Definition von Kraß formulierte literarische Erzählen im Sinne der transgenerischen Narratologie auch als lyrische oder dramatische Narration verstanden werden.

Das *Queer Reading* und der theoretische und historische Standpunkt der *Queer*-Studien sind hauptsächlich eine fächerübergreifende Frageperspektive (vgl. Kraß 2003: 20ff.), womit zu bedenken wäre, ob hier überhaupt von einem neuen methodischen Ansatz die Rede sein

²⁰ Außer der primären Rivalität von zwei Männern um eine Frau unterscheidet Kraß noch folgende Varianten: a) eine Frau begehrt zwei befreundete Männer; b) die Frau übernimmt die Rolle eines Rivalen um einen Mann zu gewinnen, c) zwei Männer gründen ihre Freundschaft auf dem gemeinsamen Begehren eines abstrakten Objektes. Mehr dazu vergleiche bei Kraß 2004: 242.

kann. Andere TheoretikerInnen sprechen dagegen direkt von *queeren* Methoden und der *queeren* Methodik (vgl. Jagose 2005: 169). Völlig eindeutig ist jedoch, dass die methodischen Zugänge der *Queer*-Theorien einen gemeinsamen Nenner mit den gegenwärtigen feministischen und Gender-Studien haben. Wie in diesen, dominieren auch in der *Queer*-Theorie insbesondere poststrukturalistische, psychoanalytische, dekonstruktivistische und diskursanalytische Ansätze. Auf jeden Fall soll jedes *queere* Projekt immer auch das Durchque(e)ren und Hinterfragen der eigenen theoretischen Positionen begleiten, sonst wäre seine kritische Absicht eigentlich nur Impotenz. Auch aus diesem Grund ist es notwendig, sich die Fragen hinsichtlich der Möglichkeiten des *queeren* Lesens zu stellen.

4. Kritik an *Queer*

Aus der Sicht der Literaturwissenschaft und der Rezeptionsästhetik kann das „Queer Reading“ ähnlich wie die feministische Rezeption von Literatur auf die Art und Weise hinterfragt werden, wie es zum Beispiel Jutta Osinski macht. Bei ihrem Versuch die feministischen Literaturtheorien zu systematisieren, stellt sie sich hinsichtlich der Rezeption der Literatur eine schlicht lautende Frage: „Analytisches oder travestierendes Lesen?“ (Osinski 1998: 171). Dabei assoziiert sie die analytisch verfahrenen ideologiekritischen und diskursanalytischen Ansätze vor allem mit dem sog. New Personalism. Als Gegensatz dazu betrachtet sie das dekonstruktive Lesen. Bei dessen Erörterung kommt sie zu der prägnanten Aussage: „Es hat sich in der Literaturwissenschaft nicht durchgesetzt.“ (Osinski 1998: 172). Sie subsumiert unter dem dekonstruktiven Lesen Lektüreverfahren des Parodierens, Travestierens und spiegelnden Wiederholens. Diese seien, so Osinski, fachwissenschaftlich nicht konsensfähig und entziehen sich jeder Diskussion über die Texte. Insgesamt räumt sie den dekonstruktiven Lektüren eher den Stellenwert einer Theorie als Praxis ein und spricht sogar von einer Verwechslung, da die dekonstruktiven Lektüren angeblich nur Theoremen von Lacan, Derrida oder der *écriture féminine* auf literarische Texte projizieren statt sie zu dekonstruieren. Das Ergebnis sind immer nur analytische Zugänge, weil nur diese in der Literaturwissenschaft diskursfähig sind (vgl. Osinski 1998: 172).

Parallel zu einem Teil von Osinskis Schlussfolgerung hinsichtlich des feministisch-ideologiekritischen Lesens²¹ würde das *Queer Reading* ein von der *queeren* Erfahrung ausgehendes Lesen darstellen. Die Frage, ob oder inwieweit die Dekonstruktion eines Textes unter dem *queeren* Aspekt möglich ist, oder ob sich das sog. analytisch-objektivierende Leseverfahren nur mit den Theorien koppelt, erinnert an die erwähnte Überlegung zwischen *Queer* als Methode und *Queer* als Frageperspektive.

Die dekonstruktiven Verfahren sind auf keinen Fall mit der De(kon)struktion der Texte an sich verbunden und bedeuten kein Verneinen des analytischen Lesens. Das, was z. B. die feministischen dekonstruktiven Lektüren leisten, bezeichnet Barbara Vinken als Defiguration. Dies wäre ihrer Meinung nach die erste Phase der Dekonstruktion im Feminismus (vgl. Vinken 1992: 23ff). Die Defiguration hat unter anderem zu der radikalen Relektüre des männlichen Kanons beigetragen, bei der sich die Positionen und das Verhältnis von Männlichkeit und Weiblichkeit als figural erwiesen haben. In der anschließenden Phase der Refiguration geht es vor allem um die Frage, wie sich der scheinbare Essenzialismus (der Männlichkeit und Weiblichkeit), den die Defiguration enthüllt hat, verschieben lässt. Auf der theoretischen Ebene sieht die Dekonstruktion eine der möglichen Lösungen in der Travestie oder Parodie der Geschlechter. Diese subversiven Strategien überschneiden sich teilweise auch mit dem *Queer*-

²¹ Osinski spricht von einem naiv-identifikatorischen Lesen (vgl. Osinski 1998: 173).

Reading. Einige Impulse hinsichtlich derartiger performativer Subversion bringt Judith Butler ein in die feministische Debatte. Im Gegensatz zu den Ansichten der anderen Feministinnen, die in den Praktiken der Travestie und der sexuellen Stilisierung eine Herabsetzung der Frauen oder Übernahme der gesellschaftlichen Stereotypen sehen, meint Butler, dass die Performanz der Travestie auf die Unstimmigkeiten zwischen Geschlecht und Geschlechtsidentität verweist und somit die Geschlechtsidentität entnaturalisieren, also dekonstruieren kann. Die Parodie/Travestie

„setzt nicht voraus, daß es ein Original gibt, das diese parodistischen Identitäten imitieren. Vielmehr geht es gerade um die Parodie des Begriffs des Originals als solchen. [...] sie ist eine Produktion, die effektiv - d. h. in ihrem Effekt - als Imitation auftritt. Diese fortwährende Verschiebung ruft eine fließende Ungewissheit der Identitäten hervor, die ein Gefühl der Offenheit für deren Re-Signifizierung und Re-Kontextualisierung vermittelt.“ (Butler 1991: 203)²²

Zu ersetzen wäre dabei noch der Begriff der Identität durch Interpretation bzw. durch Bedeutung eines Textes, die im Prozess der Lektüre entsteht.

Ohne sich einer Übertragung der Gedanken ins System der Literaturwissenschaft bedienen zu müssen, können an dieser Stelle direkte Überlegungen zu der Analyse der Figur der Prosopopöie aufgegriffen werden, mit denen sich innerhalb der feministischen Dekonstruktion in Deutschland vor allem Bettine Menke auseinandersetzt. Die Prosopopöie (Figur der Verleihung der Stimme) erweist sich als die rhetorische Figur, die den ganzen feministischen Diskurs trägt. Indem der Feminismus im Namen der Frau spricht, setzt er in der Theorie das Subjekt der Frau voraus, den er eigentlich erst anschließend rhetorisch produziert. Der traditionelle Feminismus, der auf der Essenzialität des Weiblichen beharrt, übersieht auf diese Art und Weise seinen blinden Fleck. Der dekonstruktive Feminismus, wenn er sich als Feminismus bezeichnet, kann auch diesen blinden Fleck nicht überwinden oder sich vor ihm retten, ein Vorteil ist jedoch eben die Einsicht und das Bewusstsein der eigenen rhetorischen Verfasstheit (vgl. Menke 1992: 437). Diese Einsicht ist auch bei dem *queeren* Lesen unbedingt erforderlich. Es muss uns vor Augen geführt werden, dass die Rahmenlinien der jeweiligen Perspektive (bzw. Methode) jeweils einen blinden Fleck im Spiel lassen, der unumgänglich ist und dass die Möglichkeit (oder eher die Unvermeidbarkeit) eines Verlesens und Missverständnisses immer vorbehalten bleibt. Das dekonstruktiv verstandene *misreading* hat nämlich immer eine produktive Dimension. Als Beispiel könnte hier die Rezeption der früheren Butler in Deutschland (einschließlich der Missinterpretationen ihrer Texte) erwähnt werden, die zu einem Umdenken und Weiterführen der Theorie von Gender und *Queer* beigetragen haben. Zum Abschluss ihres Vorwortes zu dem späteren Buch „Körper von Gewicht“ formuliert Butler deswegen mit Vorsicht: „Mit der kritischen Neuformulierung unterschiedlicher Formen theoretischer Praxis, einschließlich feministischer und *Queer*-Forschung, soll kein programmatischer Text vorgelegt werden. Und doch – als ein Versuch meine »Intentionen« zu klären, scheint ihm bestimmt zu sein, eine Reihe neuer Missverständnisse hervorzurufen. Ich hoffe, sie werden sich zumindest als produktiv erweisen.“ (Butler 1997: 17). Eine ähnliche Erwartung von produktiven Missverständnissen hege auch ich im Zusammenhang mit der Rezeption dieses Aufsatzes.

²² Interessant ist ebenso Butlers Überlegung hinsichtlich der Angemessenheit des terminologischen Gebrauchs des Begriffes Parodie, den sie in Anlehnung an Frédéric Jameson vielleicht eher durch Pastiche ersetzen würde (vgl. Butler 1991: 203f).

Literaturverzeichnis

- Braun, Christina. von** (2000): Gender, Geschlecht und Geschichte. – In: *Gender-Studien. Eine Einführung*. Hrsg. von Christina von Braun und Inge Stefan, 16–57. – Stuttgart u. a.: Metzler.
- Butler, Judith** (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. – Frankfurt am Mai: Suhrkamp.
– (1997): *Körper von Gewicht*. – Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Degele, Nina** (2008): *Gender / Queer Studies: Eine Einführung*. – Paderborn: Wilhelm Fink Verlag.
- Edwards, Jason** (2009): *Eve Kosofsky Sedgwick*. – New York: Routlage.
- Foucault, Michel** (1983): *Der Wille zum Wissen: Sexualität und Wahrheit 1*. – Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Genschel, Corinna – Lay, Caren – Wagenknecht, Nancy – Woltersdorff, Volker** (2005): Anschlüsse (zu der deutschen Ausgabe). – In: Annemarie Jagose: *Queer Theory: Eine Einführung*. Hrsg. von C. Genschel, et al., 167–194. – Berlin: Querverlag.
- Girard, René** (1999): *Figuren des Begehrens: Das Selbst und der Andere in der fiktionalen Realität*. – Wien: Thaur.
- Halperin, David** (2003): Ein Wegweiser zur Geschichtsschreibung der männlichen Homosexualität. – In: *Queer Denken: Gegen die Ordnung der Sexualität*. Hrsg. von Andreas Kraß, 171–220. – Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Hark, Sabine** (2004): Queering oder Passing: Queer Theory – eine „normale“ Disziplin? – In: *Gender Studies: Wissenschaftstheorien und Gesellschaftskritik*. Hrsg. von Therese Frey Steffen u. a., 67–82. – Würzburg: Königshausen und Neumann.
– (2005): Queer Studies. In: *Gender @ Wissen: Ein Handbuch der Gender-Theorien*. Hrsg. von Christina von Braun – Inge Stephan, 285–303. – Köln u. a.: Böhlau Verlag.
- Jagose, Annamarie** (2001): *Queer Theory: Eine Einführung*. – Berlin: Querverlag.
- Kraß, Andreas** (2003): *Queer Denken: Gegen die Ordnung der Sexualität (Queer Studies)*. – Frankfurt am Main: Suhrkamp.
– (2004): Queer Lesen: Literaturgeschichte und Queer Theory. – In: *Gender Studies: Wissenschaftstheorien und Gesellschaftskritik*. Hrsg. von Therese Frey Steffen u. a., 233–248. – Würzburg: Königshausen und Neumann.
- Menke, Bettine** (1992): Verstellt: Der Ort der „Frau“. – In: *Dekonstruktiver Feminismus: Literaturwissenschaft in Amerika*. Hrsg. von Barbara Vinken, 436–476. – Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Metzler-Lexikon Gender Studies, Geschlechterforschung** (2002). Hrsg. von Renate Kroll. – Stuttgart: Metzler.
- Osinski, Jutta** (1998): *Einführung in die feministische Literaturwissenschaft*. – Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Poole, Ralph J.** (1995): Vom Einzug der Gay Studies in die Hochschulen. – In: *Forum Homosexualität und Literatur 23. 1995/23*. Hrsg. von Wolfgang Popp, 117–122. – Siegen: Universität – GH Siegen.
- Rubin, Gayle** (2003): Sex denken: Anmerkungen zu einer radikalen Theorie der sexuellen Politik. – In: *Queer Denken: Gegen die Ordnung der Sexualität*. Hrsg. von Andreas Kraß, 31–79. – Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Sedgwick, Eve Kosofsky** (1992): Das Tier in der Kammer: Henry James und das Schreiben homosexueller Angst. – In: *Dekonstruktiver Feminismus: Literaturwissenschaft in Amerika*. Hrsg. von Barbara Vinken, 247–278. – Frankfurt am Main: Suhrkamp.
– (2003): Epistemologie des Verstecks. – In: *Queer Denken: Queer Studies*. Hrsg. von Andreas Kraß, 113–143. – Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sinfield, Alan** (2005): *Cultural Politics – Queer Reading*. – Pennsylvania: University of Pennsylvania Press.
- Spargo, Tasmin** (2001): *Foucault a teorie podivného*. – Praha: Triton, 2001.
- Stockinger, Jacob** (1987): Homotextualität – ein Vorschlag. – In: *Forum Homosexualität und Literatur 2/1987*, 5–26. – Siegen: GH-Siegen.
- Strowick, Elisabeth** (2002): Letters That Matter. Zu einer feministischen Rhetorik des Lesens. – In: *Gender Revisited: Subjekt- und Politikbegriffe in Kultur und Medien*. Hrsg. von Katharina Baisch u. a., 53–74. – Stuttgart; Weimar: Metzler.
- Vinken, Barbara** (1992): *Dekonstruktiver Feminismus: Literaturwissenschaft in Amerika*. – Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1992.

Zur Problematik der schreibenden Frauen um 1800

Lucia Sabová

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entwickeln sich in der neu etablierten Kultargesellschaft moderne Denk- und Wertvorstellungen, die um 1800 in umfassenden Systemen geordnet, bis weit in unser Jahrhundert hinein als allgemeingültig anerkannt und tradiert werden. Eine der kontroversen Themen dieser Zeit bildet auch die Problematik der (Un-)Mündigkeit und Geschlechtsvormundschaft der Frauen. Gerade in diesem Zeitraum wird die bereits seit dem 16. Jahrhundert tradierte Domestikation der Frauen als freiwillig idealisiert, was zur Unmündigkeit als „Einschätzungsmuster des Weiblichen“¹ führte. Weiter wird danach getrachtet, das uralte, biblische Gegenverhältnis beider Geschlechter aufrechtzuerhalten, ja sogar noch stärker zu festigen. Die Frauen werden infolgedessen auf einen Sonderweg verwiesen, weil in der zeitgenössischen Anthropologie und Philosophie mit dem Individuum, das für seine Naturrechte auf Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit kämpft, nur der Mann, genauer der Bürger gemeint war. „Ausdrücklich wird sie [die Frau] zur beruflichen und politischen Unmündigkeit (Unselbstständigkeit als Person) in der androzentrischen Gesellschaft bestimmt, was für ihre Mündigkeit sowie ihre außerfamiliäre, kulturschaffende Tätigkeit weitreichende Konsequenzen hat.“²

Damit geht der Ausschluss der Frauen aus dem kulturellen Bereich einher. Der Mann wird in den zeitgenössischen Theorien als Vernunftswesen definiert, die Frau hingegen als Geschlechtswesen. Als Folge der Diskussionen über die Wesensbestimmung der Frau entstehen viele philosophische Schriften³, aber auch Schriftsteller beteiligen sich mit ihren literarischen Texten daran und versuchen, Wesen und gesellschaftliche Stellung der Geschlechter poetisch darzustellen.⁴ Johann Gottlieb Fichte, dessen Philosophie auf das Weltbild der Romantik großen Einfluss ausübte, definiert in seiner Schrift *Grundlage des Naturrechts* (1796) die Fortpflanzung der Art „als Naturnotwendigkeit für die Existenz und Bedeutung der zwei Geschlechter.“⁵ Er propagiert somit die Geschlechterdifferenz mit Betonung auf die „natürliche Weiblichkeit“ und auf die getrennten Sphären für Mann und Frau. Auch die Geschlechtercharaktere sind als naturgegeben zu betrachten. „Mit der Erhöhung der Frau als Geschlechtswesen (mit den wesenhaften Eigenschaften von Liebe, Gefühl, Tugend, Religiosität, Anmut,

¹ Becker-Cantarino (1987: 342).

² Ebd.

³ Die Träger sind männliche Philosophen. Es sei hier auf die Schriften von Pockels, Brandes oder Humboldt hingewiesen, um nur einige Beispiele zu nennen.

⁴ Goethes idealisierte Vorstellung der patriarchalischen Rollenzuweisung und der traditionellen Familie als Träger der patriarchalischen gesellschaftlichen Ordnung kommt vor allem in dem Epos *Hermann und Dorothea* (1797) zum Ausdruck. Nach einem Jahr erscheint Schillers bekanntestes Beispiel der stilisierten patriarchalisch-bürgerlichen Familie in dem Gedicht *Das Lied von der Glocke*, das wegen dem „Pathos der Idyllisierung“ (Becker-Cantarino 1987: 346) von den Romantikern verlacht wurde. Schiller führt in seinen anthropologischen Überlegungen das Konstrukt der Geschlechterpolarität eher auf ästhetische Aspekte des weiblichen Geschlechts zurück und definiert in *Über Anmut und Würde* (1793) den Begriff der „schönen Seele“.

⁵ Becker-Cantarino (2000: 49). Auch Humboldt führt das Phänomen der Geschlechterpolarität auf anatomische Merkmale des weiblichen Wesens zurück. (vgl. z. B. Humboldt 1960: 268–295.)

Schönheit, Passivität, Hingebung und Aufopferung) fand eine Idealisierung statt, die die Frau in die Familie bannte und den Mann als Ernährer, Kulturschaffenden und politisch Handelnden weiter privilegierte und bevollmächtigte, über die Frau zu herrschen. Domestizierung und Idealisierung der Frau befestigten das Patriarchat in dem so nachhaltig in Deutschland wirksamen Konstrukt von Häuslichkeit.⁶

In der Anbetung und Anerkennung als Frau kam dabei die Belohnungsfunktion für das Erfüllen ihrer nun reduzierten Disposition zum Ausdruck. Darüber hinaus wurde ihr im Rahmen der Ehe – und somit in völliger Abhängigkeit vom Ehemann – finanzielle und materielle Sicherheit angeboten. Die Frau unterstand also dem Mann und ihr Platz war die patriarchale Familie, wo sie für die Hauswirtschaft und Kinderbetreuung zuständig war. Zunehmend spielten auch die emotional – psychische Betreuung des Gatten und der übrigen Familienmitglieder eine wichtige Rolle. Liebe wird zum Inbegriff des weiblichen Geschlechts und nur in der Ehe, die die vollkommene Unterwerfung der Frau repräsentiert, kann sie ihrer Selbstaufgabe „freiwillig“ nachgehen.

Obwohl sich der Weg zur Frauenmündigkeit noch als lang und mühsam erweisen wird, gibt es schon in dieser Zeit erste Anzeichen für Veränderungen in der festen Gliederung der patriarchalischen Gesellschaft, die vor allem darauf zurückzuführen ist, dass sich der Frau durch den Zugang zum geschriebenen Wort eine neue Welt, die des Geistes, eröffnet hat. Sicher kann man noch nicht von einer den Männern gleichrangigen Bildung sprechen, aber es bestand bereits die Möglichkeit sich selbstständig weiterzubilden.

Der Bildungsweg der Autorinnen aus dem Zeitalter der Romantik war in Abhängigkeit von den Familienverhältnissen recht unterschiedlich und verlief noch unsystematisch. Die meisten von ihnen bildeten sich autodidaktisch. Dabei kam ihrer eigenen Initiative und ihrem Wunsch nach Bildung und geistiger Beschäftigung die meiste Bedeutung zu.⁷ Es fehlte jedoch weiterhin der Zugang zum gründlichen Unterricht sowie zum Studium an Universitäten, und damit die Möglichkeit vom Anknüpfen sozialer Beziehungen, die für die literarische Tätigkeit der Romantiker entscheidend waren. Dieses Defizit versuchten sie durch Beziehungen (als Liebhaberinnen, Ehefrauen oder Schwestern) zu den männlichen Kollegen zu kompensieren.

Die Lesefähigkeit und das Lesen als kulturelle Beschäftigung waren vor allem für Frauen aus dem gehobenen Besitz- und Bildungsbürgertum charakteristisch.⁸ Bereits anfangs des 18. Jahrhunderts gehörten zur beliebten Lektüre die *Moralischen Wochenschriften* nach englischem Vorbild, die sehr früh Zugang zu den Leserinnen gefunden haben. Üblich war es dabei, fingierte weibliche Herausgeberinnen zu nennen: „So konnten sie [die Herausgeber] sicher sein, ihr Publikum zu erreichen, um ideologisch Einfluß zu nehmen.“⁹ Zusätzlich wurden die Leserinnen von den Herausgebern geradezu aufgemuntert, eigene Beiträge zu verfassen: „Auf diese Weise kam den Journalen schnell die Funktion eines speziell für Frauen geschaffenen Eintrittsbilletts in die literarische Öffentlichkeit des 18. Jahrhunderts zu.“¹⁰ Unter den ersten bekanntesten Beispielen der *Moralischen Wochenschriften* sind vor allem Gottscheds *Vernünftige Tadelrinnen* (1725–26) zu erwähnen. Der um die Reform der deutschen Schaubühne bemühte Leipziger Professor hat sich damit große Verdienste auch auf dem Gebiet der Erziehungsbemühungen und des „aufklärerischen Fortschrittsglauben[s]“¹¹ erworben. Seine Ideen waren progressiv, obzwar er „die ‘unschönen Frauen des Amazonenreichs’ ebenso wie die

⁶ Becker-Cantarino (2000: 52).

⁷ Vgl. Becker-Cantarino (2000: 28).

⁸ Vgl. ebd.: 34.

⁹ Schumann (1980: 142).

¹⁰ Tebben (1998: 15).

¹¹ Schumann (1980: 143).

Modenärinnen“ verspottet, aber er „rüttelt letztlich doch nicht an der tradierten Weltordnung, die ‘Naturgesetze’ sind die Grenze jedweden Gleichheitsgrundsatzes.“¹²

Die erste von einer realen Frau herausgegebene Zeitschrift, die auch einen großen Erfolg verzeichnete, ist die *Pomona für Teuschlands Töchter* der Sophie von La Roche. Der Erfolg beruhte einerseits auf der Beliebtheit, der sich die Herausgeberin erfreute. Andererseits muss darauf hingewiesen werden, dass La Roche die Zeitschrift „bewusst als Herausforderung gegenüber den von Männern herausgegebenen Frauenblättern versteht“ und somit „erstmal einen Wandel des Selbstverständnisses der Frau reflektiert.“¹³ Mit der in der Zeitschrift erschienenen programmatischen Vorrede stellt sie ihre Absicht vor, „den von Männern geleiteten Frauenzeitschriften bewußt eine von einer Frau geschriebene an die Seite“¹⁴ zu stellen. Indirekt übernimmt sie damit die Funktion, die Lektüre, Bildung und Erziehung der Frauen zu lenken, Aufgaben also, die bisher ausschließlich den Männern zukamen. Indem sie sich zu den Erziehungs- und Bildungsfragen der Frauen äußert, spricht sie ihre Benachteiligung offen an: „Ich glaube wie Sie, daß die Männer noch nie mit einer besonderen Aufmerksamkeit über unsere Ausbildung nachdachten. [...] Alle Gelegenheiten, in welchen die Männer die Beweise der Stärke, des Geistes und des Körpers zu geben hatten, waren immer außer dem Hause. Stärke und Gewalt ist, was die Männer am meisten schätzen, und die Natur versagte uns diese Vorzüge [...] Sorge, Lieb und Mühe mit den Kindern ausüben, ihren Befehlen durfte nicht widersprochen werden. [...] Denn immer sehen sich die Männer als Herren der ganzen Schöpfung an. [...] Die Männer haben das Recht der Wahl, für ihr Glück und Ruhm das zu tun, was sie wollen – wir nur dies, was wir dürften.“¹⁵

Neben La Roche ist auch noch Marianne Ehrmann zu erwähnen, deren Monatsschrift *Amaliens Erholungsstunden. Teuschlands Töchtern geweiht* zwischen den Jahren 1790 und 1792 in Stuttgart und Tübingen erschien. Die Autorin und Herausgeberin präsentiert darin eine radikale Einstellung zur Lage der Frauen und stellt „das traditionelle Selbstverständnis der Frau in Frage.“¹⁶ Sie fasst die Situation der Frauen als historisches Phänomen auf, was vor allem in der programmatischen Antrittsrede des ersten Heftes unter Beweis gestellt wird.¹⁷ Darüber hinaus erkennt Ehrmann in den sich während eines langen kulturellen Prozesses herausgebildeten Vorurteilen und in der vernachlässigten Erziehung die Ursachen für die „weiblichen Schwachseiten“. Wie Schumann weiter angibt, geriet Ehrmann sehr schnell in Konflikte mit ihrem Verleger, so dass sie gezwungen wurde, den Ton zu mildern und die Zeitschrift der herkömmlichen Vorstellung einer für Frauen bestimmten Zeitschrift anzupassen: „Ein mutiger Versuch, Emanzipation zu propagieren und gleichzeitig Promoter dieses Prozesses zu sein, war gescheitert.“¹⁸ Und das alles zu einer Zeit, in der Olympe de Gouges für Frankreich klare politische Vorstellungen von der Befreiung der Frau konzipierte.¹⁹

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verfassen immer mehr Frauen literarische Texte, die sie auf den Buchmarkt bringen und sich so als Schriftstellerinnen durchzusetzen versuchen. Sie bilden eine erste größere Generation von schriftstellerisch tätigen Frauen, die fast ausschließlich aus dem Bürgertum oder Kleinadel stammen und zwischen 1770 und 1790 geboren wurden. Sie haben die Umbrüche und Konsequenzen der Französischen Revolution

¹² Schumann (1980: 143).

¹³ Ebd.: 151.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ *Pomona* (1784: 170f.), zit. nach Schumann (1980: 151).

¹⁶ Schumann (1980: 157).

¹⁷ Vgl. ebd.

¹⁸ Ed.: 158

¹⁹ Siehe Gouges (1791: 31–54).

und der Napoleonischen Kriege bewusst erlebt, was auch in einigen ihrer Werke Niederschlag gefunden hat. Wie alle Frauen zu dieser Zeit waren sie jedoch von der Forderung der Bürgerrechte, vom Universitätsbesuch und von der Ausübung eines bürgerlichen Berufs ausgeschlossen. Obwohl sie keine gesellschaftlich oder literarisch homogene Gruppe bildeten, kann ihr aktiver Eintritt in die Literatur als eine wichtige Phase bezeichnet werden, die entscheidend die Feminisierung der Literatur mitbestimmt hat.²⁰

Weigel sieht die Gründe für die zunehmende literarische Artikulation der romantischen Frauen vor allem in den Veränderungen, die die poetischen Möglichkeiten der romantischen Ästhetik erfahren haben: „Die Aufhebung des Nachahmungsprinzips, das Postulat des Fragmentarischen, die Auflösung des geschlossenen Werkes – überhaupt die Brüche in der Übereinstimmung von Wirklichkeits- und Erzählstruktur – öffnen den Frauen Türen, durch die sie in die Poesie eintreten können.“²¹ Die Romantik wird demzufolge zur wahren Fundgrube von unterschiedlichen weiblichen Persönlichkeiten, mit denen die frauenzentrierte literarische Bewegung die weibliche Geschichte und ihre literarische Tradition aufzuarbeiten versucht. Im Rahmen der historischen Frauenforschung untersucht man die Bedingungen des weiblichen Schreibens aber auch übergreifende Gesichtspunkte, wie die Rolle der Frau in der Gesellschaft und auf dem modernen Buchmarkt. Es werden Frauen als Leserinnen aber vor allem als Autorinnen mit ihren wichtigsten Werken exemplarisch vorgestellt. Zu erwähnen sind wohlbekannte Namen wie Karoline von Günderrode, Dorothea Schlegel oder Bettina von Arnim, aber auch weniger bekannte, deren Texte – Romane, Erzählungen, Briefe oder Gedichte – erst in den letzten Jahrzehnten vielfach nachgedruckt, neu ediert und mit neuen Augen betrachtet und gelesen werden. Es wird also heutzutage ein literaturhistorischer Blick auf die „Producte“ von „unseren schriftstellerenden Weibern“ – wie Schiller 1797 in einem Brief an Goethe über Sophie Mereau schrieb – geworfen.

Im Zusammenhang damit, dass es immer mehr literarisch tätige Frauen gab, „die in den geistigen und literarischen Strömungen ihrer Zeit – Spätaufklärung, Klassik und Romantik – mit eigenen Texten experimentiert haben und auch an die Öffentlichkeit getreten sind“,²² äußert Fichte in einer seiner Abhandlungen ein abfälliges Urteil über die Autorschaft von Frauen und spricht „über die Begierde der Weiber, Schriftstellerei zu treiben.“²³ Der hoch geschätzte Philosoph formuliert sogar Regelungen, die das weibliche Schreiben betreffen: Die Frau dürfe nur als Autorin von nützlichen, moralischen, populären Schriften für und über Frauen erscheinen, nicht aber für Männer, auch dürfe sie keine philosophischen oder wissenschaftlichen Werke verfassen: „Als Autorin dürfe sie lediglich als Erzieherin des eigenen Geschlechts fungieren.“²⁴ Die Polarisierung der Geschlechtercharaktere findet einen spiegelbildlichen Ausdruck auch in den poetologischen Überlegungen – Frauen wurden von den männlich konnotierten Genres, Epik und Drama, ausgeschlossen, weil sie angeblich nicht über die erforderlichen Voraussetzungen verfügen. Auf der anderen Seite erfolgte die Zuordnung zu den „weiblichen“, ergo minderwertigen Gattungen, für die insbesondere Formlosigkeit, Subjektivität und Gefühlsbetonung charakteristisch sind. Dafür stehen die Lyrik und der Roman.²⁵

²⁰ Vgl. Becker-Cantarino (2000: 11).

²¹ Weigel (1988: 92).

²² Becker-Cantarino (2000: 11).

²³ Fichte (1960: 348).

²⁴ Becker-Cantarino (2000: 53).

²⁵ Der Roman erlebt einen Aufstieg zur hohen Kunst spätestens seit Goethes *Wilhelm Meister*. Vgl. Tebben (1998: 24).

Autorschaft der Frauen

Um sich der literarischen Leistung der schreibenden Frauen anzunähern und den Verdammungs- und Vor-Urteilen²⁶ entgegenzuwirken, ist die Erkenntnis erforderlich, dass die Frauen unter völlig anderen Bedingungen als ihre männlichen Kollegen geschaffen haben und dass sie oft vielerlei Hindernisse haben überwinden müssen, um überhaupt als Autorinnen an die Öffentlichkeit treten zu können. Es ist demnach wichtig, dass der Einblick in das Leben der romantischen Autorinnen durch die Erforschung der sozialen und ideologischen Bedingungen ergänzt wird, denn erst dadurch wird die Nachzeichnung ihrer historischen Situation nachvollziehbar. Im Allgemeinen fehlte es den schreibenden Frauen um 1800 an Ausbildung, Zeit, Raum und Geld für ihre literarischen Aktivitäten. Darüber hinaus nehmen sie eine doppelte Position in der Kultur des ausgehenden 18. Jahrhunderts ein, indem sie einerseits aus der von den Männern dominierten gesellschaftlichen Ordnung ausgeschlossen, auf der anderen Seite daran allerdings beteiligt waren. So entwickelten sie ihre besondere Existenzweise.

Eine der Schwierigkeiten, die sich für die schriftstellerisch tätigen Frauen ergab, war die Tatsache, dass ihre intensive schriftstellerische Tätigkeit mit den vielfältigen häuslichen Aufgaben nur selten vereinbar war. Die meisten Frauen wurden deshalb vor oder erst nach der Phase der Geburten oder auch erst nach der Scheidung literarisch produktiv.²⁷ Um einige Beispiele zu nennen: Sophie von La Roche war schon 40 Jahre alt und Mutter von fünf Kindern, als sie in den Jahren 1770–71 mit der Abfassung ihres ersten großen Romans begann. Sophie Mereau ließ sich nach dem Tod ihres Sohnes von dem fünf Jahre älteren Juraprofessor französischer Abstammung Carl Mereau scheiden und nach dem Umzug zu Verwandten in Camburg gelang es ihr, sich durch Unterhaltuszahlungen und eigene literarische Arbeit finanziell abzusichern.

Die ForscherInnen sind bei dem Versuch, die weibliche Literaturtradition zu rekonstruieren, zur Erkenntnis gekommen, dass die Frauen als Autorinnen ihre Geschlechterrolle eigentlich verfehlen, weil ihre Autorschaft ihre Weiblichkeit ausschließt und umgekehrt. „Diese Tradition ist innerhalb einer patriarchalischen Kultur situiert, in der Autorschaft als ebenso patriarchalisch definiert ist.“²⁸ Gilbert und Gubar bedienen sich des Modells der literarischen Genealogie von Harold Bloom, mit dem er an die Psychologie von Sigmund Freud anschließt. Die Grundlage für die literaturgeschichtlichen Dynamiken erkennt er in der Angst des Verfassers–Sohnes vor dem Einfluss des „Vaters“, dessen poetische Leistung er in einer Art „ödi-paler Abwehrstrategie“²⁹ zu überwinden versucht. „Gilbert und Gubar übertragen dieses Modell auf Autorinnen, wobei die männliche Genealogie die patriarchalische Autorität für die weiblichen Schriftstellerinnen darstellt, die nicht identitätsstiftend sein kann und daher überwunden werden muss. Anstelle der Angst vor Einfluss erlebt die Autorin eine Angst vor der Autorschaft (anxiety of authorship), weil sie als Autorin zur Außenseiterin der Gesellschaft wird.“³⁰ Letztendlich müssen die Forscherinnen jedoch feststellen, dass die Schriftstellerinnen gegen ihre Lage nicht „so sehr rebellierten, als vielmehr Schuldgefühle entwickelten, weil sie den vorherrschenden ästhetischen Ansprüchen nicht zu entsprechen glaubten.“³¹

²⁶ Die Literatur der romantischen Frauen erfährt häufig negative Beurteilungen seitens ihrer männlichen Kollegen. Diese haben allerdings nur wenig mit ihrer literarischen Qualität zu tun, sondern beruhen eher auf zweifelhaften Weiblichkeitskriterien.

²⁷ Vgl. Becker-Cantarino (2000: 22).

²⁸ Babka (2004: 197).

²⁹ Ebd.

³⁰ Ebd.

³¹ Ebd.: 198.

Die Ursache für das Außenseiterin-Gefühl, das man bei vielen Autorinnen des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts beobachten kann, lässt sich unschwer vor allem in den häufigen negativen Wertungsmaßstäben der zeitgenössischen männlichen Kollegen finden, die über die literarische Tätigkeit der Frauen Kontrollfunktion und Zensur ausgeübt haben. Zu dieser Schlussfolgerung kommen Gisela Gabler, Hiltrud Gnüg und Renate Möhrmann, deren Schriften für die Erarbeitung der Geschichte der deutschen Frauenliteratur von großer Bedeutung sind. Gnüg und Möhrmann sprechen in *Schreibende Frauen* über „apodiktische Verdammungsurteile aus männlicher Feder“, die „oft jahrhundertlang nachwirkende Fehleinschätzungen von Autorinnen [...] zur Folge gehabt“³² haben. Für die literarischen Werke aus der weiblichen Feder hätten sich zweifelhafte Weiblichkeitskriterien durchgesetzt, die nur wenig mit ihrer literarischen Qualität zu tun gehabt haben. Eher sollten sie dem Bild von schöner Weiblichkeit entsprechen und sich durch weibliche Grazie und Intuition auszeichnen.

Aus der problematischen Existenzweise der Frauen-Schriftstellerinnen als der des „anderen“ Geschlechts erwächst nach Weigel in ihren Werken das Problem der Perspektive, das bei der Lektüre und Interpretation berücksichtigt werden muss: „Das im Text realisierte Frauenbild bzw. weibliche Selbstverständnis ist Ausdruck einer jeweils eingenommenen und gestalteten Beziehung zur männlichen Vorstellung von ‘Weiblichkeit’.“³³ Die Inhalte und Erzählformen sind demnach nicht ihre originären Ausdrucksformen, sondern als „Bewegungsversuche innerhalb der männlichen Kultur und als Befreiungsschritte daraus“³⁴ zu verstehen, denn ihre Texte nehmen immer Bezug auf männliche Bestimmungen ihrer Geschlechterrolle. Die Autorinnen befreien ihr Schreiben nur schrittweise von der männlichen Perspektive, doch es gelang ihnen eine authentische weibliche Schrift und Sprache zu schaffen, und sie entwickeln so die Geschichte der weiblichen literarischen Tradition.

Die in der Romantik aufblühende Briefkultur bot für die Frauen eine Möglichkeit, sich schriftlich und gegebenenfalls literarisch vorzustellen. Briefe stellten ein zunehmend ästhetisches Ausdrucksmittel dar, das - insbesondere am Ende des 18. Jahrhunderts - die ursprünglich private Schreibpraxis in eine öffentliche transformierte. In der weiteren Entwicklung fand die Literarisierung des Briefes zum Briefroman statt, dessen bekannteste Beispiele nicht nur der Feder Goethes, sondern auch der weiblichen Autorinnen wie Sophie von La Roche entstammen: „Die normativen Voraussetzungen des Briefromans, d. h. seine potenzielle subjektive Ausrichtung, Gesprächsimitation, Reflexionsebene und emotionale Beschaffenheit, machten es gerade Frauen leicht, das neue Medium zu nutzen und ihre Erfahrungen und Einschätzungen über das Leben als Frau an die Öffentlichkeit zu bringen.“³⁵ Die Briefform eröffnete den Frauen verstärkt die Möglichkeit, teilweise öffentlich kritisch Stellung zur scheinbar natürlichen und freiwilligen dreifachen Bestimmung der Frau zu nehmen. Zusätzlich wurden die Briefe wiederum von Frauen gelesen, sodass die Leserinnen darin ähnliche Schicksale ihres Geschlechts wiederfanden, mit denen sie sich identifizieren konnten. Karin Tebben sieht gerade in dieser Erkenntnis den Anlass dazu, dass viele Frauen zur Feder gegriffen haben.³⁶

Becker-Cantarino datiert die Anfänge der Frauenliteratur und somit der weiblichen Schreibtradition bei den ersten literarischen Erfolgen von Sophie von La Roche, die ihren Briefroman *Die Geschichte des Fräuleins von Sternheim* (1771), der im Kontext der Briefkultur des 18. Jahrhunderts entstanden ist, dem weiblichen Publikum gewidmet hat.³⁷ Darüber

³² Gnüg/Möhrmann (1989: X).

³³ Weigel (1988: 87).

³⁴ Ebd.

³⁵ Tebben (1998: 23).

³⁶ Vgl. Tebben (1998: 30).

³⁷ Vgl. Becker-Cantarino (1987: 278).

hinaus trägt sie mit ihrem gesamten literarischen Werk, das die Literatur- und Kulturgeschichte dokumentiert, zur Entwicklung der deutschen Literatur im Allgemeinen und zur Herausbildung der sozialgeschichtlichen und kulturschaffenden Rolle der Frau im 18. Jahrhundert im Besonderen bei.

Obwohl ihr erster Roman, mit dem ihre öffentliche Karriere begann, bereits 1771 erschien, etabliert sie sich als Schriftstellerin erst ab den 1780er Jahren. Für die männlichen Kollegen ist sie die „Dilettantin“ schlechthin. Goethe bezeichnet sie nach ihrem persönlichen Treffen 1799 als „nivellierende Natur“³⁸ und sogar Wieland, dem ehemaligen Verlobten und langjährigen Freund, Briefpartner und literarischen Mentor war ihr Besuch in Weimar lästig.³⁹ Wieland erfüllt zwar über lange Jahre die Rolle des Kritikers und Helfers bei der Publikation ihres literarischen Werkes, weist sie allerdings immer wieder in den Bereich der Frauenliteratur, „d. h. einer von einer Frau für ein weibliches Publikum verfassten Literatur“.⁴⁰ Während nämlich die von den männlichen Autoren verfasste schöne Literatur für alle Leser bestimmt und als „universal“ galt, war die schöne Literatur von Frauen nur für Frauen interessant. Sowohl als Autorinnen als auch bei ihrer literarischen Tätigkeit werden die Schriftstellerinnen des späten 18. Jahrhunderts den Gesetzen und dem Tugendkatalog der Weiblichkeit unterworfen. Andererseits eröffnete Sophie von La Roche den Weg der weiblichen Tradition, den weitere Schriftstellerinnen betreten werden.

Die Anfänge der weiblichen Literaturtradition sind durch die unterschiedlichen Versteckspiele der Autorinnen hinsichtlich der Veröffentlichung ihrer Werke geprägt, deren Ursache in einer Art Scheu gegenüber der Präsentation ihrer Werke auf dem literarischen Markt zu suchen ist. Diese Abneigung lässt sich auf die Erfahrungen im privaten Bereich zurückführen. Wegen des Ausschlusses aus den gesellschaftlichen Bereichen, wie Ökonomie, Politik und Kultur greifen die Autorinnen ganz persönliche und subjektive Themen und Probleme auf, die sie dann in ihren Texten verarbeiten. Die Veröffentlichung ihrer Subjektivität hat allerdings negative Folgen, da sie ihr privates Glück beeinflusst: „Denn bei Frauen unterscheidet man nicht zwischen der *Schriftstellerin* und der *Person*. Der Wille von Frauen zur öffentlichen Einmischung und zur Gleichberechtigung im kulturellen Bereich ist daher durch das Motiv des eigenen Persönlichkeitsschutzes gebrochen.“⁴¹ Caroline Schlegel-Schelling entwickelt auf Grund der negativen Erfahrungen⁴² eine Abneigung gegen Öffentlichkeit schlechthin und drückt sich deshalb entweder in Form des privaten Briefes aus oder aber lässt sie ihre Texte unter dem Namen ihres Mannes A. W. Schlegel erscheinen. In der Ehe mit Schelling fand sie zwar die ersehnte leidenschaftliche Beziehung, diese ging allerdings mit „totale[r] Unterwerfung und Selbstaufgabe ihrer Eigenständigkeit“⁴³ einher. Auch andere Autorinnen wehren sich gegen das Publizieren. So z. B. Rahel Levin, die sich und anderen Zeitgenossinnen mit ihrem eigenen Salon einen Ort schafft, an dem sie sich an eine kleine Gruppe von Gleichgesinnten wenden kann.

Eine andere, formale Möglichkeit des Schutzes einer Frau vor den Gefahren, die mit dem Publizieren verbunden sind, bieten die anonymen oder pseudonymen Veröffentlichungen. Weigel sieht jedoch darin nur eine Scheinlösung, da sie einerseits wie ein Schleier das Gesicht

³⁸ Brief an Schiller vom 24. Juli 1799, zit. nach Becker-Cantarino (1987: 285).

³⁹ Vgl. ebd.

⁴⁰ Ebd.: 286.

⁴¹ Weigel (1988: 90).

⁴² Zuerst hatte sie während der Mainzer Republik ein uneheliches Kind mit einem Angehörigen des französischen Revolutionsheeres und später wurde sie wegen ihrer Sympathie mit den Jakobinern verhaftet.

⁴³ Weigel (1988: 88).

der Autorin schützt, andererseits trübt aber gleichzeitig gerade dieser Schleier ihren eigenen Blick.⁴⁴ Als Beispiel kann der erste Roman von Sophie Mereau gelten, *Das Blütenalter der Empfindung*, der 1794 nicht nur anonym erschienen ist, sondern hier bedient sich die Autorin zusätzlich noch der Maske eines männlichen Ich-Erzählers. Nach Weigel setzt die Autorin eine männliche Brille auf, um ihre Gefühle vor den LeserInnen zu verstecken.⁴⁵ Erst in ihrem zweiten Roman findet die Idee einer gleichberechtigten Beziehung zwischen Mann und Frau auch auf der formalen Ebene ihren Niederschlag, denn Mereau konzipiert ihn als einen Briefroman, in dem das Geschehen aus der Perspektive der beiden – sowohl der männlichen als auch der weiblichen – Hauptfiguren geschildert wird, wobei beide über eigene Stimmen in Form von Briefen verfügen.

Im Bereich der Literaturproduktion waren die männlichen Autoren vielfältig bemüht, Kontrolle über die Autorinnen auszuüben. Sie stellten für die Schriftstellertätigkeit der Frau entweder persönliche, sich im privaten Bereich abspielende (als Vater, Ehemann oder Freund), oder offen artikulierte (als Konkurrent, Verleger oder Kritiker) Kontrollinstanzen dar. Als Beispiel sei Wielands Funktion als literarischer Mentor und Herausgeber von Sophie von La Roches Roman erwähnt, der ihn mit seinen Anmerkungen und Fußnoten korrigiert hat, mit der Absicht „die Interessen der Männer zu vertreten und die Heldin in ihre Grenzen als Frau zu weisen [...]“.⁴⁶

Ein anderes Beispiel für Bevormundung einer Schriftstellerin ist die Liebesbeziehung und spätere Ehe zwischen Sophie Mereau und Clemens Brentano. Letzterer kritisierte immer wieder die Arbeiten der Frau und konnte es nicht ertragen, etwas Gedrucktes von ihr zu sehen. Sie wagte es noch, die von ihm übersandten Gedichte nicht in den von ihr herausgegebenen Göttinger Musenalmanach von 1803 aufzunehmen, worauf sie Brentano in einem langen, ironischen Brief tadelte und die männliche Vorrangstellung betonte: „Es ist für ein Weib sehr gefährlich zu dichten, noch gefährlicher einen Musenalmanach herauszugeben, unter mehreren Dissertationen die ich auf dem Tapete habe wäre dies ein, die Sie besonders interessieren könnte, die ändern würden davon handeln, inwiefern kann ein Weib ein Kaffeehaus ohne ihrer Ehre zu schaden, halten oder frequentieren, inwiefern sind weibliche Bediente auf Akademien zur Bildung der Studenten notwendig, inwiefern darf ein gesittetes Weib Kutschieren, reiten etc.“⁴⁷ Sophie Mereau reagierte ganz selbstbewusst auf Brentanos verspottende und beleidigende Kritik, obgleich sie ihn allerdings ein paar Monate später heiratet und somit noch öfters seinen Vorwürfen ausgesetzt wird.

Wie Becker-Cantarino behauptet, war das zentrale Problem für alle selbstständigen Schriftstellerinnen in der ausschließlich von Männern geschaffenen und beherrschten Kultur und literarischen Tradition in der Frühen Neuzeit (ca. 1500–1750) *die Mündigkeit*, das heißt für sich selbst als autonome Person sprechen zu können, sich aus religiöser und männlicher Vormundschaft zu emanzipieren und eine eigene Sprache zu finden.⁴⁸ Mit diesem Problem sah sich Sophie Mereau als Frau und Autorin ihr ganzes Leben lang konfrontiert und verarbeitete es auch in ihren Schriften. In ihrem ersten Roman *Das Blütenalter der Empfindung* klagt sie über die Privilegien und Willkür der Männer, indem sie dem männlichen Erzähler folgende Fragen in den Mund legt: „Wo haben wohl Weiber das Recht, sich unmittelbar des Schutzes der Gesetze freuen zu dürfen? – Sind sie nicht fast allenthalben mehr der Willkür des Mannes

⁴⁴ Ebd.: 91.

⁴⁵ Weigel (1988: 93). Ein ähnliche Geschlechtsumwandlung nimmt Sophie Mereau in der Erzählung *Julie von Arwian* (1806) vor.

⁴⁶ Becker-Cantarino (2000: 53).

⁴⁷ Gersdorff (1981: 104).

⁴⁸ Becker-Cantarino (2000: 22-23). [Hervorh. von L. S.]

unterworfen? Wie wenig wird noch jetzt auf ihre natürlichen Rechte, auf den ungestörten Genuss ihrer Freiheit und ihrer Kräfte Rücksicht genommen! Werden sie nicht vielmehr bloß geduldet als beschützt?⁴⁹

Die Rolle eines literarischen Mentors von Sophie Mereau übernimmt der Freund ihres ersten Ehemanns, Friedrich Schiller, der nicht nur ihre ersten Werke publiziert,⁵⁰ sondern auch weiter ihre literarische Tätigkeit unterstützt, ihre literarischen Arbeiten korrigiert und sie mit Ratschlägen unterstützt.⁵¹ Obwohl Mereau zuerst Schillers Ratschläge annimmt und verinnerlicht, wird sie in ihren Entscheidungen immer selbstständiger und in Sachen Kunst eigenständiger, sodass sie letztendlich, obzwar unter Kritik des zukünftigen Ehemanns Clemens Brentano, sogar ihre eigene Zeitschrift *Kalathiskos* herausgibt.

Bereits 1795 vertraut Mereau ihrem Geliebten Kipp ihre Absicht an, ein Journal unter dem Titel *Phantasie und Gedanke* herauszugeben. Als sie sich an Friedrich Schiller mit der Bitte um Beiträge wendet⁵², rät er ihr in seinem Antwortbrief von ihrem Vorhaben ab und empfiehlt ihr stattdessen andere Veröffentlichungsmöglichkeiten. Er hat furcht, da ihm „eine solche Unternehmung“ „nachtheilig für sie“ erscheint.⁵³ Vorerst bedankt sich Mereau für den „gut gemeinten“ Ratschlag, entscheidet sich „den Plan mit dem Journal für jetzt ganz aufzugeben“, obwohl sie auf der anderen Seite Kipp versichert, den Plan prinzipiell nicht aus den Augen zu verlieren.⁵⁴ Den zweiten Versuch unternimmt sie 1799 – wie sie dem Berliner Buchhändler Frölich, bei dem 1801 und 1802 die Zeitschrift verlegt wurde, mitteilte – als sie selbst auch die Herausgabe übernahm. Wie Hammerstein behauptet: „SMs Korrespondenz über Zahlungsmodalitäten, Druck und die Struktur der Zeitschrift, die ursprünglich als Vierteljahresschrift mit dem Titel *Kleine Romane* konzipiert war, demonstriert eindrucksvoll ihre Professionalität auch hinsichtlich der merkantilen Seite ihres Berufs.“⁵⁵

Obwohl die weibliche Herausgebere Tätigkeit bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts keine Seltenheit mehr war, war das Unternehmen mit vielen Risiken und Kritiken der Zeitgenossen verbunden.⁵⁶ Schmidt hebt in dem Nachwort aus dem Jahr 1968 die Vielfalt der in *Kalathiskos* vertretenen literarischen Formen besonders hervor, indem Mereau hier „eine Kollektion aus dem Schaffen der schriftstellernden Damen aus Jena und Weimar“⁵⁷ bietet. Es handelt sich dabei um eine Zeitschrift für Frauen, die Beiträge von weiblichen Autorinnen ver-

⁴⁹ Mereau-Brentano (1997: *Romane*, 43).

⁵⁰ In *Thalia und Horen*.

⁵¹ In dem zu dieser Zeit rege gepflegten Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe veranlassen sogar Mereaus Texte die zwei Klassiker zu einer Debatte über die zunehmende Bemühung der zeitgenössischen Frauen, schriftstellerisch tätig zu sein. Am 30. 6. 1797 lobt Schiller die erste Fassung des Romans von Mereau *Amanda und Eduard* und schreibt an Goethe: „Ich muß mich doch wirklich drüber wundern, wie unsere Weiber jetzt, auf bloß dilettantischem Wege, eine gewisse Schreibgeschicklichkeit sich zu verschaffen wissen, die der Kunst nahe kommt.“ Zit. nach Mereau (1997: *Tagebuch*, 31, Anm. 103).

⁵² Der Brief ist in Mereau (1997: *Tagebuch*, 288–289) abgedruckt.

⁵³ Mereau (1997: *Tagebuch*, 289).

⁵⁴ Ebd.

⁵⁵ Ebd.

⁵⁶ Vgl. z. B. das oben zitierte Urteil von Clemens Brentano, S. 83. Auch Schmidts und Hocks' Behauptung, Sophie Mereau hätte *Kalathiskos* „mit Hilfe einiger von Schiller geförderter schreibender Hofdamen und des Studentenkreises um Klingemann“ herausgegeben, sei Schwarz' Meinung nach unzutreffend, weil sie dadurch ihre Herausgebere Tätigkeit sowie ihre Beiträge unterschätzen. Siehe in: Schmidt/Hocks (1975: 217).

⁵⁷ Schmidt (1968: *Nachwort*, S. 3). Außer ihren eigenen Beiträgen sind besonders die von Mereaus Schwester Henriette Schubart oder von ihrer Freundin Charlotte von Plessen zu erwähnen.

öffentlichen und periodisch erscheinen soll.⁵⁸ Der Titel, den Mereaus Redakteur der Allgemeinen Literatur-Zeitung, Heinrich Karl Abraham Eichstädt, vorgeschlagen hatte, korrespondiert einerseits mit dem inhaltlichen Vorhaben, dem weiblichen Publikum in Form eines Korbes eine Vielfalt von Texten und frauenspezifischen Themen anzubieten. Andererseits zeigt es aber auch, dass sich Mereau davon – ähnlich einem Korb, so die Übersetzung des Titels, der immer wieder neu gefüllt werden kann⁵⁹ – eine regelmäßige Geldeinnahme versprach. Schmidt nennt es geradezu erstaunlich, dass diese Zeitschrift „weder bei den Zeitgenossen noch der literarisch interessierten Nachwelt sonderlich viel Beachtung gefunden hat.“⁶⁰

Die angeführten Beispiele sollen verdeutlichen, wie problematisch und ambivalent die Position der schreibenden Frauen um 1800 war. Während das 18. Jahrhundert insbesondere die Idealisierung der Frau mit sich bringt, lassen sich bereits die ersten Anzeichen für die Versuche der Frauen beobachten, sich aus der lang tradierten Unmündigkeit zu befreien. Obwohl die Zulassung zum Studium noch indiskutabel war, werden nun die Grundsteine zur Selbstbildung gelegt. Vor allem die Lese- und Schreibfähigkeit bieten den Frauen eine eigene Ausdrucksmöglichkeit, was auch zur Steigerung der weiblichen Literaturproduktion führt. Von hier ist es bis zum selbstständigen Denken und zur Selbstreflexion nicht mehr weit. Wie es Marie Ebner-Eschenbach treffend formuliert: „Als eine Frau lesen lernte, trat die Frauenfrage in die Welt.“⁶¹ Die – nach Showalter – als *feminine* genannte Phase der an die geistigen und kulturellen Werte der Männer angepassten Weiblichkeit geht gerade zu dieser Zeit allmählich in die zweite – *feminist* – Phase über, die die erste Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts mit Forderungen nach angemessener Erziehung und Bildung vorbereitet. Der metaphorische Weg zur Mündigkeit ist jedoch nicht als kontinuierliche fortschreitende Entwicklung zu verstehen. Vielmehr manifestieren sich die Unmündigkeitsausbrüche im Rahmen des gesellschaftlichen und kulturellen Bereichs nur an vereinzelten und sporadischen Frauenschicksalen.

Literaturverzeichnis

- Babka, Anna** (2004): Feministische Literaturtheorie. – In: Sexl, Martin (Hrsg.): *Einführung in die Literaturtheorie*. – Wien: WUV (UTB TB), 191–222.
- Becker-Cantarino, Barbara** (1987): *Der lange Weg zur Mündigkeit. Frau und Literatur (1500–1800)*. – Stuttgart: Metzler.
- (2000): *Schriftstellerinnen der Romantik: Epoche – Werke – Wirkung*. – München: C. H. Beck
- Endres, Elisabeth** (1981): Marie von Ebner-Eschenbach. – In: H. J. Schultz (Hrsg.): *Frauen. Porträts aus zwei Jahrhunderten*. – Stuttgart, Berlin: Kreuz Verlag, 116–126.
- Fichte, Johann Gottlieb** (1960 [1796]): Grundriß des Familienrechts (als erster Anhang des Naturrechts). – In: *Grundlage des Naturrechts nach Prinzipien der Wissenschaftslehre*. – Hamburg: F. Meiner, 298–349.
- Gersdorff, Dagmar von** (Hrsg.): *Lebe der Liebe und liebe das Leben. Der Briefwechsel von Clemens Brentano und Sophie Mereau*. – Frankfurt am Main: Insel Verlag, 1981.
- Gnüg, Hiltrud – Renate Möhrmann** (Hrsg.): *Frauen – Literatur – Geschichte. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. – Stuttgart: Suhrkamp, 1989.
- Gouges, Olympe de** (1979 [1791]): Deklaration der Rechte der Frau und Bürgerin. – In: H. Schröder (Hrsg.): *Die Frau ist frei geboren. Texte zur Frauenemanzipation*. Bd. I, 1789–1870. – München: Beck, 31–54.

⁵⁸ Trotz der Pläne sind nur zwei Bände in den Jahren 1801 und 1802 erschienen.

⁵⁹ Vgl. auch Schwarz (1991: 120).

⁶⁰ Schmidt (1968: 4).

⁶¹ Endres (1981: 126).

- Hocks, Paul – Peter Schmidt** (1975): *Literarische und politische Zeitschriften 1789–1805. Von der politischen Revolution zur Literaturrevolution.* – Stuttgart: Metzler.
- Humboldt, Wilhelm von** (1960 [1794]): Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluss auf die organische Natur. – In: A. Flitner – K. Giel (Hrsg.): *Wilhelm von Humboldt. Werke.* Bd. 1: *Schriften zur Anthropologie und Geschichte.* – Stuttgart: Wiss. Buchges., 268–295.
- Mereau-Brentano, Sophie** (1997): Das Blütenalter der Empfindung. Amanda und Eduard. Romane. – In: K. v. Hammerstein (Hrsg.): *Sophie Mereau-Brentano. Liebe und allenthalben Liebe. Werke und autobiographische Schriften in drei Bänden.* (2388). – München: dtv klassik.
- Wie seh'n` ich mich hinaus in die freie Welt. Tagebuch, Betrachtungen und vermischte Prosa. – In: K. v. Hammerstein (Hrsg.): *Sophie Mereau-Brentano. Liebe und allenthalben Liebe. Werke und autobiographische Schriften in drei Bänden.* (2390). – München: dtv klassik.
- Schmidt, Peter** (1968): Nachwort. – In: A. Henkel (Hrsg.): *Kalathiskos.* – Heidelberg: Verlag Lambert Schneider.
- Schumann, Sabine** (1980): Das „Lesende Frauenzimmer“: Frauenzeitschriften im 18. Jahrhundert. – In: B. v. Becker-Cantarino (Hrsg.): *Die Frau von der Reformation zur Romantik. Die Situation der Frau vor dem Hintergrund der Literatur- und Sozialgeschichte.* – Bonn: Bouvier Verlag Herbert Grundmann, 138–169.
- Schwarz, Gisela** (1991): *Literarisches Leben und Sozialstrukturen um 1800. Zur Situation von Schriftstellerinnen am Beispiel von Sophie Brentano-Mereau, geb. Schubart.* – Frankfurt, Bern, New York: Verlag Peter Lang.
- Tebben, Karin** (1998): Soziokulturelle Bedingungen weiblicher Schriftkultur im 18. und 19. Jahrhundert. Zur Einleitung. – In: K. Tebben (Hrsg.): *Beruf: Schriftstellerin. Schreibende Frauen im 18. und 19. Jahrhundert.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 10–46.
- Weigel, Sigrid** (1988): Der schielende Blick. Thesen zur Geschichte weiblicher Schreibpraxis. – In: I. Stephan – S. Weigel (Hrsg.): *Die verborgene Frau: Sechs Beiträge zu einer feministischen Literaturwissenschaft.* – Berlin: Argument-Verlag, 83–137.

Ján Jambor:

Die Rolle des Zufalls bei der Variation der klassischen epischen Kriminalliteratur in den Bärlach-Romanen Friedrich Dürrenmatts.

**Prešov: Filozofická fakulta Prešovskej univerzity, 2007, 313 s.
ISBN 978-80-8068-587-4**

Nadežda Zemaníková

Nicht der Zufall regierte das Erscheinen von Ján Jambors Monografie mit dem Titel *Die Rolle des Zufalls bei der Variation der klassischen epischen Kriminalliteratur in den Bärlach-Romanen Friedrich Dürrenmatts*. Ihr Verfasser gehört zu den wenigen slowakischen Germanisten, die sich intensiv mit der deutschsprachigen Literatur der Schweiz befassen, und sein Buch stellt das Ergebnis einer jahrelangen Beschäftigung mit dem interessanten, forschungsrelevanten Thema dar. An deren Anfang stand die Diplomarbeit des Prešover Germanistikstudenten unter dem Titel *Der Zufall in den Kriminalromanen Friedrich Dürrenmatts aus den fünfziger Jahren* (1995, Philosophische Fakultät der Pavol-Jozef-Šafárik-Universität in Košice). Mehrere Studien des nun am Institut für Germanistik der Universität Prešov tätigen Autors und seine Vorträge anlässlich verschiedener wissenschaftlicher Veranstaltungen folgten in den nächsten Jahren. Die für diese Buchausgabe leicht umgearbeitete Dissertation Jambors wurde schließlich an der Philosophischen Fakultät der Comenius-Universität in Bratislava angenommen und im Januar 2006 erfolgreich verteidigt.

Die materialreiche Monografie ist eine relativ breit angelegte Studie über das Element des Zufalls in den ersten zwei Kriminalromanen Friedrich Dürrenmatts *Der Richter und sein Henker. Ein Kriminalroman* (1952) und *Der Verdacht. Ein Kriminalroman* (1953), sie setzt sich aber darüber hinaus allgemein mit den Fragestellungen der epischen Kriminalliteratur und mit dem Phänomen des Zufalls in den epischen Texten auseinander.

Das Buch weist einen besonders schlüssigen Aufbau auf, wobei der Autor auf gute Gewichtsverteilung einzelner Komponenten achtet und seinem Leser stets die nötigen Strukturhinweise bietet. Dem Hauptteil, der das Thema der Monografie wegweisend ausarbeitet, wird ein theoretischer Teil vorangestellt. In vier einführenden Kapiteln steckt der Verfasser den literaturtheoretischen, literaturhistorischen und methodologischen Rahmen für die Analysen der beiden Kriminalromane ab, die anschließend in zwei Hauptkapiteln detaillierten Einzeluntersuchungen unterzogen werden. Die herangezogenen theoretischen Konzepte werden ausnahmslos konstruktiv und kritisch reflektiert, den Begründungen der eigenen Position räumt der Autor dabei viel Platz ein.

Der souveräne Umgang mit einem breiten Spektrum theoretischer Ansätze ist beeindruckend und dokumentiert neben der Genauigkeit der Recherche auch die Belesenheit des Verfassers. Ob es um gattungstheoretische Überlegungen im Kapitel I, gattungsgeschichtliche Darstellungen im Kapitel II, lebens- und werkgeschichtliche Betrachtungen im Kapitel III oder methodologische Erwägungen im Kapitel IV geht, überall nimmt der Verfasser eine kritische Position ein und findet den Mut zur Entwicklung der eigenen, angemessener Konzepte.

So folgt bereits seine Begriffsbestimmung der epischen Kriminalliteratur zwar der Dreiteilung der Gattung bei Tzvetan Todorov (im Gegensatz zur standardisierten Zweiteilung bei

Peter Nusser), das Todorovsche Konzept wird hier jedoch weitergedacht und die epische Kriminalliteratur als Oberbegriff für drei selbständige Einzelgattungen, epische Detektivliteratur, Thriller und epische Spannungsliteratur, verstanden. Jambor bemüht sich weiterhin um eine neue Periodisierung (Neuaufteilung der Geschichte der epischen Spannungsliteratur und der epischen Detektivliteratur) und um eine neue Klassifikation (Neubestimmung der dominanten Gattungsmodelle, verbunden mit neuen Definitionen der Begriffe „Variation“ und „Destruktion“), wobei er gleich selbstreflexiv auf die Offenheit solcher Systematisierung hinweist.

Auch im Kapitel III wird mit traditionellen Auffassungen polemisiert, im Unterschied zu stereotypen Darstellungen in der bisherigen Dürrenmatt-Forschung werden neben drei Kriminalromanen aus den fünfziger Jahren fünf weitere Texte Dürrenmatts (*Die Panne*, *Der Pensionierte*, *Das Sterben der Pythia*, *Justiz* und *Der Auftrag*) zur epischen Kriminalliteratur gezählt. Der Verfasser wendet sich genauso kritisch gegen Pauschalisierungen bei der Bewertung der Autoren der Kriminalliteratur und spürt den Gründen nach, die Dürrenmatt zum Schreiben von epischer Kriminalliteratur bewogen haben. Als dominant bei der Variation und Destruktion der klassischen Gattungsmodelle durch die Verwendung gattungsfremder Züge in der epischen Kriminalliteratur Dürrenmatts bezeichnet er die Einbeziehung von philosophischen Fragestellungen.

Viel Respekt verdient auch Jambors Entwurf einer eigenen Methodologie zur Analyse und Interpretation des Zufalls und einer eigenen Klassifikation des Zufalls im Kapitel IV, die der Verfasser in Abgrenzung von älteren Typologisierungsversuchen in den Konzepten Ulrich Profitlichs und Włodzimierz Bialiks präsentiert. Diese methodologischen Vorschläge bieten darüber hinaus wichtige Ansätze für eine Anknüpfung in künftigen Forschungen.

Nachdem der Verfasser die notwendigen literaturtheoretischen und -historischen Grundlagen herausgearbeitet hat, widmet er sich der Analyse und der Interpretation des Zufalls in den Bärlach-Romanen. Seine Entscheidung für die Auswahl der analysierten Texte begründet der Autor durchaus nachvollziehbar. Beide Romane werden als eine Art Diptychon mit kontrastiven und komplementären Elementen angesehen, wobei nicht geleugnet wird, dass auch der dritte Kriminalroman Dürrenmatts *Das Versprechen. Requiem auf den Kriminalroman* (1958) von großer Relevanz für das gewählte Thema ist. Jambors Monografie möchte jedoch mehr Aufmerksamkeit auf die in der aktuellen Forschung vernachlässigten Bärlach-Romane lenken und damit eine Lücke in der systematischen und differenzierten Erforschung der Sonderstellung des Zufalls in Dürrenmatts Schaffen schließen.

Der Autor bemüht sich – so sein explizit formuliertes Ziel – um das Belegen der These, dass in den untersuchten Texten der Zufall zum Hauptmittel der auf die Modelle der klassischen epischen Kriminalliteratur bezogenen Gattungsinnovation wird, für die Jambor den Kategoriebegriff „Variation“ verwendet. Dabei wird der Zufall als Ereignis, Kompositionsprinzip und Bestandteil der Gedankenwelt der auftretenden Figuren und der Äußerungen des Erzählers aufgefasst und streng strukturalistisch analysiert. Für die interpretierenden Teile der Untersuchung erweisen sich allerdings poststrukturalistische Ansätze als relevant. Unter Berufung auf Gérard Genette versteht Jambor seine Arbeit als Beitrag zur Erforschung der Transtextualität, insbesondere der Architextualität, und distanziert sich damit deutlich von der älteren Quellenforschung.

Jambors Untersuchung wird dem in der Einleitung nachdrücklich betonten Vorhaben in vollem Umfang gerecht. Sie bestätigt die Grundannahme, dass die zwei Bärlach-Romane zwei verschiedenen Einzelgattungen der epischen Kriminalliteratur angehören (*Der Richter und sein Henker* der epischen Detektivliteratur und *Der Verdacht* der epischen Spannungsliteratur) und zwei verschiedene Gattungsmodelle zum strukturellen Ausgangspunkt haben (den klassischen Detektivroman und den klassischen Spannungsroman). Der Verfasser legt besonderes

Gewicht auf die Auffassung der analysierten Romane als Variationen der genannten Gattungsmodelle (im Unterschied zur Destruktion des Detektivromans im Roman *Das Versprechen*), da in den beiden untersuchten Texten die gattungsdestruktiven Züge nicht dominant sind und die gattungsinnovativen Züge die gattungskonventionellen Züge überwiegen.

Anschaulich verdeutlicht der Autor, wie der Zufall auf der thematischen, kompositorischen und sprachlich-stilistischen Ebene zum Ausgangspunkt für das innovative Spiel Dürrenmatts mit Gesetzmäßigkeiten und Konventionen der Gattung wird. Mancherorts wünscht sich dann auch der Leser der Monografie Spielerisches in Jambors Text, als allzu streng empfindet man die Einhaltung des aufgestellten Rasters. Angesichts der höchsten Präzision des Autors überraschen auf der anderen Seite einige Details, zum Beispiel das wiederholte Auftreten des Schwammworts „Problematik“ nicht nur in den Titeln der einführenden vier Kapitel.

Das in den akribischen Analysen eingesetzte Verfahren wirkt sehr überzeugend. Die Akribie, mit der im gesamten Buch vorgegangen wird, führt jedoch zur Umständlichkeit mancher Formulierungen, Erläuterungen und Begriffe (erwähnen wir nur den von Jambor eingeführten Begriff „Schwerpunktverlagerung von den Grundelementen der epischen Kriminalliteratur auf eine andere Problematik“). Der Lesbarkeit des Textes ist es nicht immer förderlich. Wenn man sich aber auf eine aufmerksame, konzentrierte Lektüre der elaborierten Argumentation Jambors einlässt, erschließt sie sich dem mitdenkenden Leser, wirkt sehr plausibel, und man bewundert die analytische Durchdringung, die dem Verfasser hier gelingt.

Die Monografie von Ján Jambor erweist sich als wichtiger, sehr kompetenter Beitrag der slowakischen Germanistik zur Dürrenmatt-Forschung, der das Forschungsfeld um eine Außenperspektive erweitert und auch den internationalen literaturwissenschaftlichen Diskurs in vielerlei Hinsicht bereichern kann. Darüber hinaus eröffnet Jambors äußerst gelungene Untersuchung Perspektiven für eine weitere wissenschaftliche Beschäftigung mit der epischen Kriminalliteratur. Wenn man Ján Jambors wissenschaftliche Voraussetzungen kennt, weiß man, dass diese Verdienste dem Autor durchaus nicht zufällig zukommen.

Gajdošová, Silvia:
Spiel und Spaß mit den deutschen Phraseologismen

Bratislava, 2008, 113 S. ISBN 978-80-89328-15-4

Katarína Hromadová

Die Autorin des präsentierten Handbuchs bietet auf 113 Seiten ein reichhaltiges, keinesfalls monotones Angebot an sprachpraktischen Spielübungen und Spielformen (verschlüsselte Sprichwörter, Puzzle, Sprichwortkombinatorik, Dominospiel, versteckte Phraseologismen in den Texten und viele andere), an, die die Lehrer davon überzeugen sollen, dass sich der Umgang mit den Phrasemen im Unterricht nicht nur auf den Umgang mit den Wörterbüchern oder auf zufälliges Auftreten in einem Text orientieren soll.

Die Arbeit mit den Phrasemen im Unterricht wird nicht in Frage gestellt, denn die Phrase-
me vermitteln den Lernenden nicht nur sprachliche Informationen (die Form, die Bedeutung und den Gebrauch von neuen phraseologischen Einheiten), sondern sie tragen zur Vermittlung von anderen sprachlichen Aspekten (deutsche Geschichte, Kultur, Entwicklung der deutschen Wörter im sozialen Kontext) bei. Sie sind meistens an reale geschichtliche Lebenssituationen gebunden und so tragen sie zur Vertiefung der Deutschkenntnisse bei. Sie sind eine wertvolle Quelle für die Bereicherung des Unterrichts um spielerisch motivierende Elemente.

Entsprechend seinen Lernzielen her bietet das Handbuch eine bessere Orientierung in der Komplexität der deutschen Phraseologie. Die Phraseme sind strukturell in Sprichwörter, Antisprichwörter, Redewendungen, Phraseologismen im engeren Sinne, Einwortidiome, phraseologische Vergleiche und semantisch in Themenbereiche (Farb- und Tierbezeichnungen) aufgeteilt. Die Autorin begründet die Notwendigkeit „des phraseologischen Könnens“ im Prozess der modernen Kommunikation an vielen Beispielen aus dem Bereich der Werbung, sie arbeitet mit Zeitungsschlagzeilen, kurzen Originaltexten und Märchen. Sie macht auf die zahlreichen Modifikationen (Expansion, Reduktion, Substitution) und Aktualisierung von Phraseologismen aufmerksam.

Es liegt keine systematische Progression der Übungen vor, der Handbuchbenutzer hat die „Qual der Wahl“. Das Handbuch wendet sich an alle, die sich auch für andere Aspekte der deutschen Sprache interessieren, die an ihrer Wortschatzerweiterung effektiv arbeiten möchten, und gleichzeitig an alle Lehrer, die ihren Schülern und Studenten „einen Hauch von mehr“ vermitteln wollen. Die Publikation kann auch als ein Nachschlagewerk zum Selbststudium dienen, denn jede Übung ist mit einer kurzen theoretischen Einleitung und einem methodischen Vorschlag versehen, die wiederum kein Muss für die Lehrer und Schüler sind. Außerdem wird das Handbuch durch einen ausführlichen Lösungsteil ergänzt, der die Arbeit wesentlich erleichtert, denn es ist nicht immer einfach, vor allem für diejenigen, die über keine ausführlichen phraseologischen Wörterbücher verfügen, die richtige Bedeutung der phraseologischen Einheit zu finden. Dieses Handbuch erfüllt seinen Zweck. Es macht einfach Spaß!

Gajdošová, Silvia:
Spiel und Spaß mit der deutschen Rechtschreibung

Bratislava, 2009, 45 S. ISBN 978-80-89328-23-9

Katarína Hromadová

Die Autorin *Silvia Gajdošová* erklärt in ihrem neuesten Unterrichtsmaterial „kurz und bündig“, dafür aber an vielen anschaulichen Beispielen, die wichtigsten Regeln der deutschen Rechtschreibung.

Zum Thema „Neue deutsche Rechtschreibung“, die seit August 2006 für Schulen und Behörden verbindlich ist, wurden und werden viele theoretische Arbeiten geschrieben. Praktische Übungsbücher, die ein klar aufgebautes, verständliches sprachliches Material an einer Stelle anbieten, findet man jedoch nur selten.

Die Publikation richtet sich in erster Linie an Linguistikstudenten-Germanisten, denen sie die Orientierung in der deutschen Orthographie erleichtert, sie kann aber auch den Deutschlehrern von großem Nutzen sein, die Interesse daran haben, ihren Schülern an den Gymnasien oder Mittelschulen einen spielerischen und abwechslungsreichen Weg in das „richtige Schreiben“ zu ermöglichen.

Die Autorin arbeitet an der Pädagogischen Fakultät der Comenius-Universität und hat deshalb jahrelange Erfahrungen in der Vorbereitung zukünftiger Lehrer und sie weiß, welche Aspekte der deutschen Orthographie den Studenten die meisten Probleme bereiten und wie sie zu bewältigen sind.

Das Handbuch hat 45 Seiten und ist in acht Kapitel gegliedert. Die Einführung enthält einen kurzen abiss der Geschichte der deutschen orthographischen Regelungen, die weiteren Kapitel sind dem ß-Laut, der Zusammen-, Getrennt-, Groß- und Kleinschreibung und dem Gebrauch von Bindestrich und Komma gewidmet. Die Autorin macht auch auf einige Doppelvarianten beim Schreiben der Fremdwörter aufmerksam und konzentriert sich nicht nur auf die Präsentation des Sprachmaterials, sondern auch auf seine ordentliche Einübung.

Einen geeigneten Ergänzungsteil bilden der Lösungsschlüssel, der Studenten die Kontrolle beim Selbststudium ermöglicht, und ein Wörterbuch am Ende der Publikation, das auch als Übungsteil konzipiert wurde, denn die Studenten haben an dieser Stelle die Möglichkeit, die Bedeutungen der präsentierten Lexeme in eine Liste einzutragen. Dieses Verfahren bietet sowohl den Studenten als auch den Lehrern weitere Möglichkeiten der Arbeit mit den in der Publikation erwähnten Lexemen.

Es ist ein Nachschlagewerk zu einzelnen Subthemen der Rechtschreibung, die der Lehrer oder Lerner frei nach seinem Interesse wählen und bearbeiten kann.

Die Übungen bieten die Möglichkeit der selbstständigen Arbeit mit dem Wörterbuch oder Internet (z. B. Suche nach Wörtern, die eine komplizierte Schreibweise aufweisen), der Fehleranalyse (z. B. Korrektur eines Textes, Kommasetzung, Wahl der richtigen Schreibweise) und der Selbsterschließung der Regeln (z. B. bei der Doppelschreibung einiger Fremdwörter).

Die Motivation der Lerner wird durch ein reiches Angebot an Spielen (Kärtchenspiele zum Ausschneiden, Kreuzworträtsel), Wettbewerben (Stationenlernen) und witzigen Texten (Liebesbrief, Fabel) unterstützt. Diese Übungen wurden sensitiv ausgewählt, um größtmögliche Effektivität zu erzielen.

Zahlreiche Bilder und Fotos, einige von der Autorin selbst gemacht, ergänzen die „lernfreundliche“ Atmosphäre der Publikation.

Nur eines ist vielleicht auszusetzen. Zu viele Schrifttypen können den „nicht kreativen“ Lernertypen, die daran gewöhnt sind, mit traditionellem Lehrmaterial zu arbeiten, einige Schwierigkeiten bereiten und sie können teilweise die Orientierung in den Übungen verlieren.

Abschließend kann man sagen, dass dieses Handbuch eine große Lücke im Deutschunterricht ausfüllt.

Deutsch bewegt. XIV. Internationale Tagung der Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer. Jena – Weimar, 3. – 8. August 2009

Nadežda Zemaniková

Der Internationale Deutschlehrerverband (IDV) ist ein Dachverband für Deutschlehrerverbände aus 83 Ländern und vertritt ca. 250 000 Deutschlehrende aller Kontinente. Seit seiner Gründung im Jahre 1968 fördert der IDV das Fach Deutsch als Fremdsprache, unterstützt die Lehrenden in diesem Bereich, befasst sich mit sprachenpolitischen und sprachendidaktischen Fragen und versteht sich als Plattform für nationale und internationale Zusammenarbeit. Sein wichtigstes Forum ist die Internationale Deutschlehrertagung (IDT), die als globale Fort- und Weiterbildungsveranstaltung alle vier Jahre stattfindet und dem interkulturellen Austausch sowie der Begegnung mit den Kulturen deutschsprachiger Länder dient.

Im Auftrag des IDV übernahmen die Sektion Deutsch im Gesamtverband Moderner Fremdsprachen (GMF) und der Fachverband Deutsch als Fremdsprache (FaDaF) die Aufgabe, die XIV. IDT 2009 in Jena – Weimar unter dem Motto *Deutsch bewegt* zu veranstalten. Zum Gastgeber und Ausrichter wurde das Institut für Auslandsgermanistik/Deutsch als Fremd- und Zweitsprache der Friedrich-Schiller-Universität Jena, das über eine mehr als 30-jährige Erfahrung im Fach Deutsch als Fremdsprache verfügt und auf eine lange Tradition der Germanistik für ausländische Studierende zurückblicken kann. Der Tagungsort, die „Doppelstadt“ Jena – Weimar, wo große Vertreter der Wissenschaft, der schönen Künste, der Technik und der Industrie in der Geschichte vieles bewegt haben, symbolisiert Deutschlands geistige, politische und wirtschaftliche Entwicklung, aber auch die Licht- und Schattenseiten der deutschen Geschichte.

Die IDT Jena – Weimar ist zur der größten und jüngsten Tagung in der Geschichte der internationalen Deutschlehrertagungen geworden. Die Veranstalter motivierten 3000 Lehrende, Forschende und Lernende aus mehr als 115 Ländern der Welt, die Tagung zu besuchen und ihre Erfahrungen untereinander auszutauschen. Die jüngste Teilnehmerin, sagte in der Eröffnungsveranstaltung mit liebevollem Humor der Tagungspräsident Prof. Dr. Hans Barkowski, war eine gerade sechs Wochen alte Brasilianerin, die natürlich ihre Mutter, eine der Sektionsleiterinnen, nach Jena mitbrachte.

In 44 Sektionen, die das Herzstück des Tagungsprogramms bildeten, wurden mehr als 1300 Beiträge zu den fachrelevanten Themen und zu Entwicklungen der Kulturen der deutschsprachigen Regionen vorgestellt. Darüber hinaus standen den Tagungsteilnehmenden an drei Tagen parallel elf Vorträge zu sprachenpolitischen Aspekten, interkulturellen Perspektiven oder neuen didaktischen Konzepten zur Auswahl. Zu aktuellen und kontroversen Themen wurden Podiumsgespräche veranstaltet, in denen bedeutende Personen aus der Öffentlichkeit und dem Fachgebiet Deutsch als Fremdsprache untereinander und mit dem Publikum diskutierten.

Die Posterpräsentationen zeigten sektionsübergreifend Beispiele aus den einzelnen Sektionen und eröffneten damit das gesamte inhaltliche Spektrum der IDT „auf einen Blick“. In dieser Form konnten Posterbeitragende ihre Arbeit dem ganzen IDT-Publikum vorstellen, gleichzeitig mit Tagungsteilnehmenden ins Gespräch kommen und somit unmittelbares Feedback zu ihrem Thema erhalten.

Die Foren boten eine Plattform für die Präsentation von innovativen Projekten, eigenen

Lehrmaterialien oder Erfahrungsberichten. Sie dienten vor allem dem persönlichen Erfahrungsaustausch. Parallel zu den Foren stellten die Verlage ausgewählte Materialien und Projekte aus ihren aktuellen Programmen vor und zeigten verschiedene neue Fortbildungsmöglichkeiten auf.

Im Mittelpunkt des anregenden Kulturprogramms standen Gespräche mit bekannten Publizisten, Filmemachern und Schriftstellern, interessante Filmaufführungen und Konzerte (Liedermacher Hans-Eckardt Wenzel u. a.) und Lesungen von Schriftstellerinnen und Schriftstellern aus den deutschsprachigen Ländern (Tanja Dückers, Zafer Şenocak, Eleonora Hummel u. a.). Im D-A-CH-L-Café boten Österreich, die Schweiz, Liechtenstein, Deutschland und der IDV den Konferenzteilnehmenden einen Ort, in ungezwungenem Rahmen Kontakte zu knüpfen. Das reiche Ausflugsprogramm der Tagung führte die Interessenten in nahe und auch entfernte Regionen Deutschlands.

Am 8. August 2009 wählte die Vertreterversammlung den neuen IDV-Vorstand. Nach zwölf Jahren, davon zwei Amtsperioden in der Funktion der Präsidentin des Internationalen Deutschlehrerverbandes, verlässt die Slowakin PhDr. Helena Hanuljaková den Vorstand des IDV. Ihre Nachfolgerin ist Professor Marianne Hepp (Università di Pisa), die bereits in der Konzeptgruppe für die nächste IDT 2013 in Bozen, Südtirol tätig war und in der Rolle der IDV-Präsidentin an der Förderung einer angemessenen Stellung der deutschen Sprache entschieden mitwirken möchte.

Oft war es eng auf der IX. IDT, aber die meisten, die sich zum Kommen nach Jena und Weimar bewegen ließen, weil sie von der deutschen Sprache bewegt werden und mit ihr etwas bewegen möchten, konnten dem Rat des Tagungspräsidenten folgen und die Enge in Nähe verwandeln. Diese menschliche Dimension machte die große Fachkonferenz auch zu einer überaus wichtigen Begegnungsveranstaltung.

Autoren

Prof. Dr. Wolfgang Schulze
Institut für Allgemeine und Typologische Sprachwissenschaft
Dep. II - F 13/14
Ludwig-Maximilians-Universität
München
Deutschland
E-Mail: W.Schulze@lrz.uni-muenchen.de

Prof. Dr. Ilpo Tapani Piirainen
Dumte 32
48565 Steinfurt
Deutschland
E-Mail: piirainen@t-online.de

PaedDr. Monika Banášová
Katedra germanistiky
Filizofická fakulta
Univerzita sv. Cyrila a Metoda
Nám. J. Herdu 2
917 01 Trnava
E-Mail: banasova.monika@gmail.com

Mgr. Ida Marečková
DG TRAD – PreTrad – TOB 03A012
European Parliament
L-2929 Luxembourg
E-mail: ida.mareckova@europarl.europa.eu

PhDr. Ján Demčišák
Katedra germanistiky
Filizofická fakulta
Univerzita sv. Cyrila a Metoda
Nám. J. Herdu 2
917 01 Trnava
E-Mail: jdemcisak@gmail.com

Mgr. Lucia Sabová
Katedra germanistiky
Filizofická fakulta
Univerzita sv. Cyrila a Metoda
Nám. J. Herdu 2
917 01 Trnava
E-Mail: lucia.sabova@ucm.sk

Mgr. Katarína Hromadová, PhD.
Katedra nemeckého jazyka a literatúry
Pedagogická fakulta UK
Šoltésovej 4
Bratislava
E-Mail: katarina.hromadova@gmail.com

PhDr. Nadežda Zemaníková, PhD.
Katedra germanistiky
FHV UMB
Tajovskeho 40
SK-974 01 Banská Bystrica
E-Mail: zemanikova@fhv.umb.sk
Manuskripthinweise

Manuskripthinweise für die Autoren

Format:

DIN A4,

Seitenränder: oben: 2,5 cm, unten: 2,5 cm, innen: 2,5 cm, außen: 2,5 cm.

Absatz:

Einschub – links: 0 cm, rechts: 0cm

Abstand – vor: 0pt, nach 0pt

Zeilenabstand: einfach

Zeichen:

Times Roman

Verfassersname (11pt)

Aufsatztitel (12pt)

(drei Leerzeilen)

1. Überschrift der ersten Untergliederung (11pt)

(zwei Leerzeilen)

2.1. Überschrift der zweiten Untergliederung (10pt)

(eine Leerzeile)

Text (10pt)

Abbildungen und Graphiken:

Abbildungen, die Sie von Hand oder mittels Graphikprogramm zeichnen, erstellen Sie nach Möglichkeit schon in den Originalgrößen (Zielgröße), in denen sie auf den Buchseiten abgebildet werden sollen.

Soweit Sie Graphiken bereits in die Textseiten einfügen, achten Sie auf die exakte Positionierung und auf genügend ‚Weißraum‘ zwischen Text und Abbildung (oben und unten ca. $\frac{1}{2}$ – 1 Leerzeile).

Bei ‚lose‘ beiliegenden Abbildungen vermerken Sie deutlich die Reihenfolge, z.B. „Auf Seite x im Manuskript einfügen“.

Adresse für Beiträge
Prof. Peter Ďurčo, CSc.
durco@vronk.net

Bibliographische Angaben

Bibliographische Hinweise in Text und Fußnoten sollen in Kurzform wie folgt gegeben werden:

- ... Altmann (1981) und Leisi (1971) haben gezeigt ...
- ... die Beiträge in Bolinger (1972c).
- ... vor kurzem ausführlich erörtert (vgl. Lipka 1990: 171ff.).
- ... wie bei Quirk/Greenbaum (1973: 406–429) besprochen.

Die vollständige Bibliographie unter der Überschrift Literaturverzeichnis soll auf einer rechten Seite beginnen. Sie sollte in eine kleineren Schriftgrad gesetzt werden (9 p).

Die Einträge sind nach den Nachnamen der Verfasser / Herausgeber alphabetisch zu ordnen. Mehrere Werke desselben Verfassers sind chronologisch zu ordnen. Bei gleichem Erscheinungsjahr ist zu unterscheiden mittels a, b, c usw. wobei Doppelnennungen eines Autors durch einen Gedankenstrich < – > ersetzt werden. Der zitierten bzw. aktuellen sollte möglichst die erste Auflage nachgestellt werden; Auflagen werden möglichst mit Exponentenziffern angegeben.

Zitierte Nachschlagewerke sind, mit oder ohne übliche Abkürzungen, in alphabetischer Folge ihrer Titel anzugeben in KAPITÄLCHEN.

Beispiele:

(a) Wörterbücher

- ALD5 = OXFORD ADVANCED LEARNER'S DICTIONARY OF CURRENT ENGLISH. Hg. Jonathan Crowther. Oxford: Oxford University Press 1995 [11948 Komp. A. S. Hornby].
- LGWBDAF = LANGENSCHIEDTS GROSSWÖRTERBUCH DEUTSCH ALS FREMDSPRACHE. Hgg. Dieter Götz, Günther Haensch, Hans Wellmann. Berlin etc.: Langenscheidt 1993.
- W III = WEBSTER'S THIRD NEW INTERNATIONAL DICTIONARY OF THE ENGLISH LANGUAGE. Hg. Philip Gove. Springfield, MA: Merriam 1961 [Supplement 6000 Words 1976].

(b) Sonstige Literatur

- Altmann, Hans (1981): Formen der „Herausstellung“ im Deutschen. Rechtsversetzung, Linksversetzung, Freies Thema und verwandte Konstruktionen. – Tübingen: Niemeyer (= Linguistische Arbeiten 106). – (Hg.) (1988): Intonationsforschungen. – Tübingen: Niemeyer (= Linguistische Arbeiten 200).
- Bolinger, Dwight (1972a): Degree Words. – The Hague, Paris: Mouton. – (1972b): „Accent is Predictable (if you're a Mind-Reader).“ – Language 48, 633–644. – (ed.) (1972c): Intonation. – Harmondsworth: Penguin.
- Grice, H. Paul (1975): „Logic and Conversation.“ – In: P. Cole, J. L. Morgan (eds.): Syntax and Semantics. Vol. 3: Speech Acts, 41–58. New York: Academic Press.
- Leisi, Ernst (1953; 21971): Der Wortinhalt. Seine Struktur im Deutschen und Englischen. – Heidelberg: Winter.
- Lipka, Leonhard (1984): Review of: Studies in English Linguistics for Randolph Quirk, ed. by S. Greenbaum et al. (London, New York, 1980). – Anglia 102, 472–478.
- Vater, Heinz (1975): Werden als Modalverb. – In: J. P. Calbert, H. Vater (Hgg.): Aspekte der Modalität, 71–148. Tübingen: Narr (= Studien zur deutschen Grammatik 1).